

231
Die Throne im Himmel
und auf Erden

und

die protestantischen Freunde.

Eine Erörterung,

zunächst den Lenkern von Staat und Kirche

dargestellt

von

Prediger **Uhlich** in Magdeburg.

Deßau, 1845.

Verlag von Julius Fritsche.

Preis: 7½ Sgr.

Die Thron- im Himmel
und auf Erden

und

die weltliche Herrschaft

Eine Dichtung

von dem Verfasser von "Die Thron- im Himmel"

1800

1800

Verlag des Verlegers in Dessau

Gedruckt bei Fritsche und Sohn in Dessau.

Preis: 12 Sch.

Wollen die protestantischen Freunde die Throne
auf Erden umstürzen?

S Harmlos sind wir unsern Weg gegangen und haben uns gehütet, auch nur ein Kind zu kränken. Jetzt giebt man uns nichts Geringeres Schuld, als daß wir die Throne der Könige auf Erden und den Thron des höchsten Königs im Himmel umstoßen wollten?

Es war vor einem Jahre, als die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung zuerst mit der Anklage gegen uns auftrat, daß wir politisch verdächtig, daß wir Demagogen seien. Es war das Eine Stimme in dieser Zeitung. Ihre Anklage empörte uns; es schien uns gar zu schlecht, es schien uns der schreiendste Gegensatz gegen die zur Schau getragene Frömmigkeit, Christlichkeit zu sein, wenn man den Gegner auf solche Art verdächtigt. Aber wir hielten es dem blinden Eifer eines Einzelnen zu gut, welcher sich von der Hitze des Kampfes über das Maß der Ehrenhaftigkeit habe hinreißen lassen. Wir erwähnten in einer unserer öffentlichen Versammlungen diese Anklage, und legten sie dann, als sich selbst vernichtend, zur Seite. Bald aber stimmten Mehrere in jene Anklage ein, und nun strömt sie wie eine Fluth von allen Seiten auf uns heran!

Es ist der Aufmerksamkeit werth, wie unsere Gegner, diejenigen, welche durchaus das Christenthum auf einer frühern Entwicklungsstufe festhalten wollen, gegen uns verfahren sind. Zuerst gaben sie sich das Ansehen, uns gering zu schätzen. Unsere Bestrebungen seien „herbstliche Blätter, welche der Wind bald verwehen werde.“ In Bezug auf die Regierungen sagten sie zu einander: möge nur ja keine Hemmung, kein Verbot erlassen werden; das würde nur die Aufmerksamkeit auf die protestantischen Freunde ziehen und sie durch Märtyrertum stark machen! Man überlasse sie sich selbst, dann wer-

den sie in sich selbst zusammensinken, denn sie haben ja kein Leben! Unterdessen blieben wir stehen, erstarkten, führten ein frisches Leben, und die Gegner sahen, daß sie falsch gerechnet hatten. Sie erschraaken, sie überlegten, sie wußten nicht was sie thun sollten. Unterdessen gedieh unsere Sache auf eine Weise, wie es von uns selbst Niemand zu hoffen gewagt hatte; überall in Norddeutschland erklärte sich der Kern der Bevölkerung für unsere Bestrebungen, und unsere Versammlungen stellten ein in Deutschland seit vielen Geschlechtsfolgen nicht gesehenes Bild dar. Diese vernunftgemäße Fassung des Christenthums, die man so flach, so leicht, so schwächlich genannt, die man so oft todt gesagt hatte, da stand sie in frischem Leben, und konnte noch etwas ganz Anderes als Nein sagen, sprach vielmehr aus, was viele tausend Herzen mit dem Strahl der Begeisterung durchzuckte. Da erschraaken die Gegner; jetzt, so stand es fest bei ihnen, jetzt müsse etwas geschehen, denn die Gefahr sei groß. Um jeden Preis müsse diese verhaßte Bewegung unterdrückt werden. Und nun war jegliches Mittel recht. O, Pietismus der Jahre 1817 und 1820, der du bei einzelnen Gemüthern damals wirklich aus Herzensbedürfniß entsprangst, der du geboren wurdest aus der Betrachtung, daß die Zeit der Aufklärung doch wol die ehrwürdigen alten Satzungen zu rasch beseitigt habe, der du damals gedrückt wurdest, leiden mußtest von freisinniger Seite, die darin sehr unfreisinnig war; wo bist du geblieben? Doch, du lebst noch in manchem der alten warmen Herzen, aber du schämst dich deiner Kinder.

Wer sich bewußt ist, daß er aus treuem Herzen, ohne Selbstsucht, einer guten Sache diene, der kann wol zu vielen Anschuldigungen schweigen. Seine Thaten zeugen für ihn. Auf dies Zeugniß können gerade wir uns laut berufen, weil alle unsere Wege offen vor Allen, die auf uns sehen wollten, gegangen worden sind. Wir haben nie etwas Geheimes gehabt, noch haben mögen. Bei uns war's geradezu unmöglich, daß etwas Verhalteneß, Wählerisches vorkommen konnte, denn unsere ganze Sache beruhte auf dem offenen Worte, welchem sogleich, wenn es nicht wahr und nicht heilsam war, ein anderes offenes Wort entgegengesetzt werden konnte und entgegengesetzt wurde. Nach oben und nach unten hin, zu unseren Fürsten und zu unserem Volke konnten wir sagen: sehet auf uns und höret uns zu; wir wollen nichts weiter gelten, als wir durch unsere guten Gründe, durch die Macht der Wahrheit gelten können. So durften wir wol viele Anschuldigungen schweigend an uns vorübergehen lassen. Unser Herr und Meister schwieg

ja meistens auch, als er vor Kaiphas und Pilatus stand. Aber er wußte auch zu reden; er redete auch, als ihn der Kriegsknecht ins Angesicht schlug. Ist das nicht auch ein Schlag ins Angesicht, wenn man jetzt von mehr als einer Seite sagt: es sei erwiesen, daß wir die Throne umstürzen wollten, daß wir Männer der Revolution seien? Wir wollen darauf antworten.

Zuerst das redliche Manneswort: nicht von ferne wollen wir, was man uns Schuld giebt. Wir befassen uns gar nicht mit den Angelegenheiten der Staaten. Das Reich, an dem wir zu bauen beflissen sind, hat von seinem Stifter her den Wahlspruch, daß es nicht von dieser Welt ist. Ach, als dieses Wort gesagt wurde, da galt es ja auch, eine politische Verdächtigung zu widerlegen. Jesus war der Verdächtige; die Hohenpriester und Schriftgelehrten hatten ihm Schuld gegeben, daß er verbiete, dem Kaiser unterthan zu sein, und sich selbst zum Könige machen wolle; Pilatus war es, bei welchem die Anklage angebracht wurde, der aber leicht durchschaute, daß hier nur der Neid, die Selbstsucht, welche hergebrachte Vorrechte nicht fahren lassen will, ihr schlechtes Spiel treibe. — Wahrlich, man stellt uns durch die Art, wie man uns jetzt begegnet, in einen hohen Rang, in einen höhern, als wir je in Anspruch genommen haben! Man stellt uns in eine Klasse mit den Edelsten unseres Geschlechts, welche alle solchen Verdächtigungen nicht haben entgehen können. — Ich will jetzt meine politischen Ansichten aussprechen. Sie sind eben nur die meinigen; es ist mir ja jetzt verwehrt, mich in offener Besprechung mit meinen Freunden zu verständigen, ehe ich etwas schreibe. Aber ich bitte, nicht zu vergessen, daß die protestantischen Freunde mich bisher als ihren Sprecher anerkannt haben; daß sie es sich haben gefallen lassen, ja, daß sie es für recht und heilsam erkannt haben (so oft ich mich auch dagegen sträubte), wenn unseren Bestrebungen der Stempel gerade meiner Eigenthümlichkeit aufgeprägt wurde. In dem Sinne, in welchem ich mich jetzt ausspreche, habe ich stets unsere gemeinschaftliche Sache geleitet, mündlich und durch die Presse; ich darf glauben, daß ich auch jetzt, der Hauptsache nach, aus dem Herzen der Freunde spreche.

Ein Grundzug des deutschen Gemüths scheint mir der zu sein, daß der Deutsche sich sehnt, seinen Fürsten lieben zu können. Das deutsche Gemüth hat keinen Sklavensinn, daß es blind und dumpf seinem Führer folgte, bis es sich dann einmal in toller Wuth gegen ihn empörte und ihn erschlug; es hat auch nicht den Flattersinn, die Sucht nach

Neuem, welche bald des Führers überdrüssig wird und einen andern sucht (es sind das Charakterzüge andrer Völker). Der Deutsche, welcher sinnig ist und sein Denken gern auf das Höchste richtet, hat das Bedürfniß, daß ihm große Gedanken an einer tüchtigen Persönlichkeit veranschaulicht werden, er begehrt einer Autorität, aber einer solchen, welcher er sich mit der Liebe der freien Ueberzeugung hingeben kann. Darum will er in seinem Christenthum auch seinen Heiland nicht missen, als den anschaulichen, der höchsten Liebe werthen Stellvertreter der religiösen Wahrheit. Das deutsche Herz ist kindlich, es hat das Bedürfniß, einer väterlichen Autorität sich anschließen zu können. Dadurch ist ihm auch seine Stellung zu seinen Fürsten angewiesen. Es thut ihm wohl, im Staate das patriarchalische Verhältniß des Familienlebens wieder zu finden. Wie hängt der Deutsche an seinem angestammten Fürstenhause! Wie liebte Preußen seinen Friedrich Wilhelm III., mit dem es so lange Leid und Freude getheilt hatte! Welch ein Jubel durchzuckte jede Brust bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs, der mit offenem, frischen, herzlichen Manneswort in sein Volk hineintrat! Wann hat je der Deutsche sich geweigert, wenn es galt, für seinen Fürsten Gut und Blut einzusetzen? Aber es hat auch kein Volk, so weit meine Geschichtsbkenntniß reicht, solche Fürsten aufzuweisen, wie das deutsche, edle Männer, wahre Heldengestalten, die man mit entzündeter Seele anschaut, und zugleich so bieder, so volksfreundlich, so patriarchalisch; und nie wird ein Preuße seinen Friedrich vergessen mit seinem Königswort: ich bin der erste Diener des Staats. Ein deutscher Fürst war es nicht, der da sprach: ich bin der Staat. Darum ist dem Deutschen die monarchische Verfassung lieb; sie befriedigt ein Bedürfniß seines Herzens, und ich freue mich, auch hierin ein Deutscher zu sein.

Indem ich dies niederschreibe, so kann ich nicht unterlassen, auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der die Gegner betrifft. Sie, die den Anspruch machen, so durchaus gläubig, biblisch, christlich zu sein, sie sollten sich doch nicht den Anschein geben, als wären sie damit die Stützen der Throne. Jenes Wort des Neuen Testaments: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat,“ wahrlich, es stützt nicht das monarchische Prinzip, denn es heißt nichts weiter als: bemenge sich Niemand mit Empörung, sondern Jeder gehorche der Obrigkeit, welche gerade über ihn herrscht. Dies Gebot gilt für jede Verfassung; es galt, als Deutschland unter der Fremdherrschaft seufzte, es gilt in dem republikanischen

Amerika, es gilt in unsern Monarchien; es ermahnt den Unterthanen, daß er die Frage nach der besten Verfassung auf sich beruhen lasse. Das ist auch ganz im Sinne Jesu, dessen Streben darauf gerichtet war, alle menschlichen Verhältnisse so vom Geiste der Gerechtigkeit und der Liebe durchdrungen werden zu lassen, daß von unten bis oben hinauf sich Alles zu einem Himmelreich gestaltete, daß also jede vorhandene Verfassung mit dem rechten Geiste erfüllt würde. Insofern ist das Christenthum gegen jede schlechte Regierung die lauteste Protestation. Das Alte Testament aber, wahrlich, es ist den Thronen nicht günstig! Stellt es Samuel nicht als eine Empörung wider Gott dar, daß das Volk einen König haben will? Und wenn nachher einer von den Königen nicht so regiert, wie es recht ist oder wie es die Priester wünschen, dann tritt ein Priester oder ein Prophet im Namen Gottes zu irgend einem Kriegsobersten oder sonst Jemandem und spricht: du sollst König sein, du sollst jenen Frevler vom Throne stoßen, und es geschieht also, mit Aufruhr und Mord. Man kann es in den geschichtlichen Büchern des Alten Testaments nachlesen. Mit welchem Recht können nun die, welche sich uns gegenüber Bibelgläubige nennen, sich als die Stützen der Monarchie darstellen? — Die Geschichte aber, sie giebt ein sehr vernehmliches Zeugniß. Sie lehrt, daß ein Volk, dessen Geist durch unbegreifliche Religionsfäße gebunden, durch Priestermacht gefangen gehalten war, auf der einen Seite leicht die Beute eines geschickten Aufwieglers wurde, auf der andern Seite gar bald von den Priestern selbst gegen die bestehende Gewalt aufgehebt ward, wenn dies in der Priester Vortheil lag. Man wird die belgische Staatsumwälzung von 1830 noch nicht vergessen haben. Mit einem Wort: es kann nicht unzuverlässigere Verbündete der Könige geben, als die Pfaffen.

Nun sollen aber wir die politisch Gefährlichen sein. Wolan, so beweise man es. Es ist doch wahrlich nichts Geringes, auch nur Einen Unterthanen bei seinem Fürsten zu verdächtigen. So laut ruft Jesus in die leichtthin urtheilende Menge hinein: Richtet nicht! Gegen das Verläumdern aber brauchen wir keinen Bibelspruch anzuführen; in allen Religionen ist es für schlecht erkannt worden. Wird es recht, wenn es, nach altbeliebtem Auedruck, zur Ehre Gottes geschieht? Jede unserer Versammlungen hat Hunderte, nachher auch Tausende von Zeugen gehabt; man vernehme sie; ruhig werden wir das Ergebniß ihrer Aussagen abwarten. Aber die letzte Versammlung in Cöthen? und Wislicenus Sache dabei? — Ich habe die Versammlung geleitet; ich will Rede und Antwort geben. Wislicenus

trat ein Jahr früher mit seinem scharfen Wort gegen die Geltung der Bibel als Lehrnorm auf. Er that dies nach seiner Weise, welches nicht die meinige ist. Wir beide sind einig darin, daß wir dem im Menschengeschlecht lebendigen, von den Elementen des Christenthums durchdrungenen Geiste, also der christlichen Vernunft, das volle Recht in Entwicklung der überlieferten Religion zusprechen, ohne uns aber von dem geschichtlich Gegebenen loszusagen. Unterschieden sind wir darin, daß Wislicenus und seine Freunde mehr vorwärts als rückwärts, ich und die Mehrzahl der protestantischen Freunde eben so sehr rückwärts, besonders auf die Person Jesu, als vorwärts blicken. Beide ehren wir Jesum, den Heiland der Welt, jene mehr als den Ausgangspunkt, den gewaltigen Anreger des Christenthums, diese als den Inbegriff des Christenthums, in welchem die Fülle der Entwicklungen desselben schon vorhanden war. Beide sind wir vollkommen einig in Widerspruch und Abwehr gegen jede Beschränkung der Freiheit in der Entfaltung des Evangeliums, und es ist meine feste Ueberzeugung, daß alle Richtungen im Christenthum zusammenhalten müssen, wo es gilt, für diese Freiheit einzustehen. Ueber ihr Verhältniß unter einander mögen sich diese Richtungen außerdem in's Klare setzen, und in dieser Beziehung halte ich es für die große Aufgabe der gegenwärtigen Zeit, über alle die alten Confessions- und Sektentrennungen hinaus Alle, welche sich nicht geradezu vom Christenthum lossagen, zu einer einigen großen Weltgemeinde, zum Reiche Gottes zu vereinigen. Darüber schlagen, ich weiß es wohl, gar Manche die Hände über dem Kopfe zusammen, ich aber tröste mich mit der Ueberzeugung, damit ganz im Sinne meines Herrn und Meisters zu handeln. Wer sich nun noch Unbefangenheit des Urtheils bewahrt hat, der richte über das, was weiter geschehen ist. Nach Wislicenus Vortrag sprach ich mich in milderndem Sinne über die Geltung der Bibel aus (ich brach die Spizen ab, wie man es nannte). Wenn nachher einzelne Stimmen von Freunden begehrt, daß man sich von Wislicenus lossagen müsse, so wies ich das mit Entschiedenheit zurück. Ist er euch zu weit gegangen, sprach ich, so überwindet ihn durch die Kraft eurer Gründe; aber eine Trennung darf nicht geschehen. In der Herbstversammlung 1844 sprachen Wislicenus und auch ich wieder über denselben Gegenstand, und die Versammlung erkannte an, daß man sich von beiden Seiten einander genähert habe. Wislicenus ließ darauf seine bekannte Schrift erscheinen, und nahm darin wieder den Ton seines Pfingstvortrags an, diesen scharfen Ton, der das mildernde Wort verschmährt und sein

Mein gegen das, was er bekämpfen will, möglichst scharf ausspricht. Diese Schrift hat in diesem Jahre eine Untersuchung gegen ihn veranlaßt, und ich spreche nichts weiter als eine Thatsache aus, wenn ich sage, daß die zur Untersuchung nach Wittenberg gesandten Männer alle einer andern, die Mehrzahl der entgegengesetzten, Richtung angehörten, einer Richtung, welche schlechthin ausschließend ist, bei welcher Wislicenus von vorn herein verworfen war. Was sollte ich, was sollten wir nun thun? Wir hatten bis dahin Wislicenus als einen der Unsern anerkannt; jetzt erst konnte diese Anerkennung eine thatsächliche Geltung bekommen, jetzt setzten wir wirklich etwas ein damit, wir, darf ich vielleicht sagen, wagten etwas damit; sollten wir nun schweigen? Und gerade jetzt kam Wislicenus von jener Unterredung in Wittenberg zurück. Sollten wir nun schweigen? Ich für mein Theil habe keine Vorstellung davon, wie einem Manne, einem Christen das möglich gewesen sein dürfte. Darum begrüßten wir ihn als den Unsern; darum sprachen wir es in fünf von der Versammlung angenommenen Sätzen aus, daß wir uns in dem Grundsatz, um den es sich hier handle, nämlich vollkommen freie Schriftforschung, mit ihm einig wüßten. Ist das nicht vorsichtig genug, nicht mit gehörig sorgfältiger Abwägung jedes Ausdrucks geschehen? Ich weiß es nicht; politisch klug zu sein, den Anspruch kann ich nicht machen. Aber dessen bin ich mir bewußt, daß Wislicenus selbst, als er zum Sprechen gedrängt wurde, viel Zurückhaltung beobachtete, und als es galt, einzelne scharfe Aeußerungen, welche in Tadel gegen die Regierung ausarten wollten, zurückzuweisen, da bin ich nicht der einzige gewesen, der dies that, da haben mir Männer auch von Wislicenus Richtung mitgeholfen. Es liegt ja dies Alles in jenem stenographischen Bericht des Herold vor aller Welt Augen. Das ist wol richtig, daß eine Partei Ausschließlicher, welche ihre Zwecke um jeden Preis verfolgen will, durch jenen Tag in Cöthen im höchsten Grade geärgert sein mußte; aber eine Staatsregierung, wohlwollend, das Ganze überschauend, über den Parteien stehend, alle ihre Unterthanen mit deren verschiedenen Richtungen als ihre Kinder mit gleicher Liebe umfassend, und dadurch eben stark und fest, in Aller Liebe wurzelnd, nein fürwahr, dieser droht von einer Versammlung keine Gefahr, welche offen, besonnen, männlich ausspricht, was sie in dem Herzen trägt. Allerdings erkennen wir hier wiederum die Schwierigkeit, welche in der Verfassung der protestantischen Kirche Deutschlands liegt. Die weltliche Macht ist zugleich Kirchenbehörde; also ihr Arm ragt in das Reich hinein, welches nicht von dieser Welt ist, welches in

dem Augenblick aufhört, das ächte Reich Jesu zu sein, als nicht mehr die volle Freiheit des Geistes in demselben anerkannt wird. Aber, weil diese beiden so verschiedenen Mächte bis heut noch vermischt sind, mußten wir darum schweigen? Ich meine heut noch eben so, wie am 15. Mai: Nein! ohne daß ich mich darum auch nur im Mindesten für einen schlechtern Unterthanen meines Königs, für einen schlechtern Vaterlandsfreund achte, als irgend Jemand.

Aber man nimmt seine Vorwürfe nicht bloß von Wislicenus Angelegenheit her. Man deutet auf allerlei Leute hin, welche sich den protestantischen Freunden angeschlossen hätten; von Literaten, von Liberalen spricht man; diese, sagt man, erstrebten offenbar in unserer Vereinigung andere, nämlich politische Zwecke. So? das weiß ich nicht. Ich kann Niemandem ins Herz sehen. Unsere Versammlungen waren offen, der Zutritt stand Jedermann frei, und mir hüpfte das Herz heut noch bei dem Gedanken, daß solche Vereinigung möglich war, und daß sie sich in Ordnung und Würde erhielt bis zu der letzten, welcher ich beigewohnt habe. Ich erkenne darin die Macht des freien Wortes, wenn es für eine gute, heilige Sache erschallt. Mein Leben ist dadurch um köstliche Erfahrungen reicher geworden. Wenn ich aber auch wirklich gewußt hätte, daß Leute von der bezeichneten Art sich unseren Versammlungen angeschlossen, ich hätte wahrlich Keinem gewehrt. Ich hätte vertraut auf die Macht des guten Wortes, daß es fremdartige, schlimme Elemente schon niederhalten werde. Wäre das nicht geschehen, wäre das insbesondere meinem Worte nicht gelungen, so hätte ich offen erklärt, daß die Versammlungen in ihrer bisherigen Weise nicht mehr fortbestehen könnten, und ich weiß es, daß ich dabei die große Mehrzahl auf meiner Seite gehabt hätte. Ich bin so glücklich, sehr viele Menschen zu kennen, aber ich kenne sie nicht anders, als wie ich vorhin den deutschen Charakter geschildert habe, und wenn derselbe nicht so wäre, wie hätte denn ich, der schlichte, gemäßigte, fromme Mensch (wenn ich das von mir selbst aussprechen darf) Sprecher werden und bleiben können? — Gesezt also, es wären revolutionslustige Leute zu uns getreten. Da vermute ich nun, daß auch zu Jesu großen Versammlungen solche Leute hinzugetreten sind, oder vielmehr, ich weiß es, wie es Jedermann weiß, daß dort in Judäa und Galiläa Viele hinzutraten, welche nichts Anderes wollten, als einen Führer, der sich an ihre Spitze stellte, um das verhasste Joch der Römer zu zerbrechen. Was that Jesus? Er ließ sie herzutreten, er ließ sie hören,

er war sich bewußt, daß er ihnen etwas darzubieten hatte, was ihnen zu einer ganz andern, höhern Freiheit verhelfen konnte, als diejenige war, die sie im Sinne hatten. Hastete sein Wort bei ihnen, so war es ihr eigener großer Gewinn, und was wollte er lieber, als Menschenseelen auf den Weg der rechten Freiheit führen! Hastete es nicht, so blieben sie weg, denn sie hatten ihre Rechnung nicht gefunden, und sie gingen, vielleicht voll Grolles auf den, in welchem sie sich getäuscht hatten. Einige Erfahrung habe ich allerdings in dieser Beziehung gesammelt. Ich habe einige schelten hören auf die protestantischen Freunde, daß durch diese der Sinn des Volkes auf kirchliche Dinge gelenket und dadurch von politischen abgezogen werde. Einmal hat mich auch Jemand, in einer kleinern Versammlung, darauf aufmerksam gemacht, daß die protestantischen Freunde auch für den politischen Fortschritt thätig sein müßten, und ich habe ihm geantwortet, wie ich auch heut noch antworten würde: in Sachen der Religion kann ich freudig, mit voller Ueberzeugung auftreten, denn da gilt es die unveräußerlichen Güter jeder Menschenseele, die religiöse und sittliche Wahrheit und für beide die Freiheit; dafür will ich vor Jedermann, auch vor dem Könige, wenn er mich ruft, meine Stimme erheben; da stehe ich für mein Wort und meine That ein und bin auch zum Opfer bereit. Für Politisches kann ich das nicht; darin ist viel disputabel; da kann, so denke ich, unter mancherlei Form der Mensch die Aufgabe seines Lebens erfüllen. Man begnügte sich mit dieser Antwort. Doch was spreche ich so viel über diesen Gegenstand, da Herr von Florencourt dafür das Wort genommen hat? Er gilt, so viel ich weiß, für einen tüchtigen Sprecher derjenigen Richtung, welche mehr politische Freiheit fordert als bis jetzt gewährt ist, und ihm sind die protestantischen Freunde so sehr ein Dorn im Auge, daß er in Naumburg persönlich mir entgegentrat und vor tausend Menschen mir und allen protestantischen Freunden die härtesten Vorwürfe über unser Beginnen vorlas. Er hat, und nach ihm haben unsere altgläubigen Gegner, Sorge getragen, daß diese Vorwürfe auch durch die Presse möglichst verbreitet worden sind. — Wenn politischen Bestrebungen unter uns Vorschub geleistet worden wäre, dann möchte man uns anklagen; es jetzt zu thun, ist durchaus ungerecht. Selbst dann wäre eine solche Anklage noch ungerecht, wenn sich an unsere Versammlungen wirklich politische Ungebührlichkeiten angeknüpft hätten. Wer uns darum verdammern wollte, der müßte Luthern auch wegen der Bauernkriege verdammern,

der hätte damit auch über Jesum gerichtet, indem an dessen heiliges Evangelium sich Dinge angeknüpft haben, welche mehr als einem Könige seine Ruhe, Land und Leute, ja selbst sein Leben gekostet haben. Ist doch aus dem Senfkorn, welches Jesu Hand in den Boden senkte, auch das Reis des Jesuitismus hervorgewachsen! Alles, was der Mensch in die Hand nimmt, hat zwei Seiten, und stets stehen die menschlichen Leidenschaften bereit, von der dunkeln Seite aus ihr arges Spiel zu treiben. Soll sich etwa darum der menschliche Geist gar nicht bewegen?

Aber hat nicht etwa der Gedanke Grund, daß die Regierung unmöglich habe gelassen zusehen können, wie sich so große Versammlungen bildeten und immer größer wurden, Versammlungen, welche nicht ein Glied im Haushalt der Regierungen ausmachten, welche nicht unter ihrer Aufsicht und Leitung standen? Aber warum Besorgniß hegen, und nicht vielmehr aus bisherigen Erfahrungen auch auf fernern guten Fortgang schließen? Wären die Versammlungen so groß geworden, daß sie sich nicht mehr in Ordnung und Würde hätten halten lassen, so wäre ich der Erste gewesen, der zu ihrer Aufhebung, etwa zur Zerlegung in kleinere, gewirkt hätte. Wären Unwürdigkeiten vorgekommen, so hätten die Versammlungen, die ja auf keinem andern Grunde als auf dem Vertrauen des Volkes ruhten, den Boden unter den Füßen verloren, wären in sich selbst zusammengesunken, und dann hätten die Gegner, wenn ihnen nun einmal unser Dasein zuwider ist, einen reinen Triumph gefeiert. Oder mochte doch die Behörde unsere Sprecher verantwortlich machen! Mochte sie einen Beauftragten in unsere Mitte stellen! Ich dünkte aber, die vollständige Oeffentlichkeit unserer Versammlungen, und die Macht einer Regierung, welche im Vertrauen des Volkes wurzelt, wären Bürgschaften genug gewesen, um uns ferner ungehemmt gewähren zu lassen.

Seit mehreren Jahren nehme ich eine Erscheinung wahr, welche jedes christliche Herz mit Freude erfüllen muß. Die Staatsregierungen erkennen es für ihre Pflicht, sich vom Christenthum durchdringen zu lassen, der Staat soll ein christlicher Staat werden. Was kann er schöneres werden? Wie kann dem Reiche Gottes sein Weg besser angebahnt werden, als wenn alle Mächte im Staate gleicherweise arbeiten, daß es komme? Ein christlicher Staat — schöner Gedanke! Also die leitenden Grundsätze dieselben, welche das Leben Jesu regierten. Also Liebe das oberste Gesetz, Liebe, welche die Selbstsucht überwindet, Liebe, welche nicht zuläßt,

daß Einer auf Kosten des Andern das Seine suche, Liebe, welche Jedem anfeuert, zum Besten des Ganzen sich selbst zu vergessen. Also auch Vertrauen, diese erstgeborene Tochter der Liebe. Vertrauen zur Menschennatur, daß sich etwas Rechtes und Gutes mit ihr anfangen lasse, Vertrauen des reinen Bewußtseins, welches seine Gedanken Jedem offen darzulegen bereit ist, Vertrauen zur guten Sache, welche keinen Angriff scheut und Jedem Red' und Antwort steht. Liebe und Vertrauen, also ein Herz, das in gleichem Wohlwollen für alle Staatsangehörige in ihren verschiedensten Abstufungen schlägt, ein Herz voll Milde, Geduld, Erbarmen auch für die Verirrten, welches nur Eins an ihnen will, nämlich sie auf den guten Weg zurückzuführen. Ein christlicher Staat, also Millionen zu einem Familienleben verbunden, wo alle Glieder wetteifern, einander darin zu übertreffen, daß sie einander zum Segen leben und wirken, wo alle die Anweisung dazu entnehmen aus dem Wort und dem Vorbilde Jesu. Kann der christliche Staat anders gedacht werden? Denn das wird doch Niemand als Kennzeichen des christlichen Staates aufstellen, daß in demselben die Regierung sich zu einer gewissen Dogmatik bekenne? Dann müßte man jenes klare und scharfe Wort Jesu ganz vergessen haben: „es werden nicht alle, die zu mir Herr, Herr! sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Das mochte im sechszehnten Jahrhundert möglich sein, daß ein Staat, wie Spanien unter Philipp dem Zweiten, den Anspruch machte, ein echt christlicher zu sein, oder daß ein König, wie Karl der Neunte in Frankreich, der Allerchristlichste heißen konnte.

Die protestantischen Freunde, nein, sie sind nicht politisch verdächtig und nicht politisch gefährlich. Sollen wir in Beziehung auf die Politik betrachtet werden, nun dann mache ich den Anspruch auf die Anerkennung, daß wir gute, treue Verbündete der Regierungen sind. Wir wollen — jede unserer Versammlungen hat darauf hingewirkt und ist darin nicht ohne Frucht geblieben — wir wollen die großen Aufgaben des Christenthums: Gerechtigkeit, Lauterkeit, Liebe, in jedes Lebensverhältniß hineinstellen, darin zur Anerkennung und Ausführung bringen; und andere Säulen, auf denen das Wohl der Staaten sicher ruhte, kann Niemand finden. Wir streben danach, jeden menschlichen Geist zum eignen Denken anzuregen, und indem wir den Gedanken auf seine höchsten Gegenstände lenken, auf Gott und sein ewiges Reich, so fügen wir der Schärfung des Verstandes zugleich seine

Milderung bei durch das fromme Gefühl; ein Volk aber mit gleichmäßig ausgebildetem Geiste ist besser zu regieren als ein dummes Volk. Sollten wir den Beweis dafür führen? Die Geschichte führt ihn schon. Wenn uns unsere Bestrebungen gelingen, so kann es weiterhin keine Pfaffen mehr geben, das heißt, Menschen, welche sich von den Interessen und den Gefühlen der andern Menschen losrennen und im Namen Gottes nur ihrer Selbstsucht opfern; und daß diese stets den Regierungen böse Stunden gemacht haben, dafür überhebt uns die Geschichte ebenfalls des Beweises. Wollen wir noch einen Nebengedanken aufnehmen, so ist es der: Unsere Zeit ist unruhig, die Gemüther sind überall erregt, sie suchen etwas, das anders ist als das Vorhandene, Niemand ist mit dem gegenwärtigen Zustand zufrieden. Betrachte man dies nun mit Wohlgefallen als das Strecken und Spannen in den Gliedern eines Knaben, der da wachsen will, oder mit Mißfallen als das Drängen und Pressen eines Geschwürs, welches aufbrechen will; Thatsache ist dies unruhige Streben der Zeit aus dem gegenwärtigen Zustande hinaus nach einem andern hin. Wolan, wir verhelfen diesem Streben zur Befriedigung auf religiösem Gebiet, und dadurch wird es von andern Gebieten abgeleitet. Wie dem aber auch sei: was wir wollen und erstreben, dazu treibt uns unser Gewissen, damit erfüllen wir eine hohe Aufgabe des Christenthums, eine uranfängliche Aufgabe des Menschengeschlechts, wir können nicht anders. Darum bitten wir aber auch die Regierungen, Glauben zu haben, christlichen Glauben, das heißt, das Vertrauen, daß alle redlichen Bestrebungen, also auch die unsrigen, daß alle Entwicklungen des Geistes unter Gottes Leitung zum Segen ausschlagen müssen, sollten sie auch gegen Bestehendes hier und da anstoßen und einige Unbequemlichkeit, auch für die Regierungen selbst, mit sich führen. Thun wir etwas Unrechtes, schreiten wir bei unseren Bestrebungen vom Wege des Gesetzes herunter, dann versteht sich von selbst, daß wir der Strafe des Gesetzes anheim fallen.

Ich habe hier manches Wort von redlichem Bestreben, offener Verständigung, schönem Vertrauen, von dem Glauben niedergeschrieben, dem christlichen Glauben, daß Gott alle Bestrebungen seiner Kinder, welche aus redlichem Gemüth kommen, zum Heil des Ganzen leiten werde. Auch in mir lebt dieser Glaube; ich lebe des Glaubens, daß auch Verbote, Hemmnisse jeder Art, daß Alles unter Gottes Leitung zuletzt zum Segen werden muß. Aber wer wollte nicht eine stetige, friedliche Entwicklung einer solchen vorziehen, welche

gehemmt und dadurch gezwungen worden ist, stoß- und sprungweis und hie und da durchbrechend zu verfahren? Wer wollte nicht eine stetige und friedliche Entwicklung einer Reformation, und diese wieder der Revolution vorziehen? Das aber wird doch Niemand wähen, daß der Geist unserer Zeit sich ohne Weiteres wieder in die Bahnen vergangener Jahrhunderte werde zurückführen lassen? Das können sich einige Theologen einreden, welche sich bereits die ganze alte Dogmatik bis zur Höllenfahrt und zur Auferstehung des Fleisches eingeredet haben; besonnene Staatsmänner können es nicht. Daß eine Verordnung, ein Verbot, ohne Weiteres aus der Schreibstube in die Welt hinein versetzt, dem Geiste der Menschheit, dem heiligen Geiste des Christenthums seinen Weg anweisen könne, den selbiger nun sofort gehen werde, das kann ein Verwaltungsmann denken, dem seine Schreibstube die Welt geworden ist; weise Staatsbeamte denken es nicht. Ich bin nicht ohne schwere Besorgniß, denn ich liebe den Frieden, ich liebe mein Vaterland, ich liebe meinen König. Etwas Schöneres giebt's ja nicht im Lande, als Fürsten und Volk vom Bande des Vertrauens umschlungen zu sehen, Blick und Wort der Liebe hinauf und herab. Volksherzen voll Liebe und Vertrauen, sie sind das wahre Kleinod einer königlichen Schatzkammer; die Brust des Unterthanen voll Liebe und Vertrauen, sie ist das einzige zuverlässige Bollwerk der Staaten. Liebe aber und Vertrauen des Volkes, sie haben auch ihre empfindlichen Seiten, wo sie Schaden nehmen können, und die empfindlichste ist die Seite nach der Religion hin. So hoch auch Jemand seine besondere Glaubensfassung anschlage, das ist sie nicht werth, daß ein Fürst um ihres willen die Liebe und das Vertrauen seines Volkes aufs Spiel setze; und wenn ihm einer seiner Rathgeber das rathen kann, so ist er — weiß er wirklich, was er thut — ein Verbrecher, ein Verräther des Landes und des Throns. Das ist ein hartes Wort, ich weiß es wohl; aber wahrlich, hier steht das Höchste auf dem Spiele! Die Geschichte, die Weltgeschichte erhebt ihr Zeugniß; ich brauche nichts hinzuzufügen; ihr Zeugniß aber steht geschrieben in furchtbaren Zügen, in Thränen, Flammen, Blut und Trümmern. O daß im Jahre 1845 auch nur ein leiser Anlaß vorhanden sein konnte, so zu sprechen! — Es giebt eine Gesellschaft; mich graut, wenn ich an sie denke. Sie hat helle Augen, starke Arme, große Gewalt, aber in ihrer Brust schlägt kein menschliches Herz. Sie hat im Namen Gottes Jahrhunderte lang die furchtbarste Verantwortung auf sich geladen; sie schien gestorben zu sein;

sie schien es nur, jetzt ist sie wieder da. Aber sie versteht die Kunst, sich unsichtbar zu machen, niemand kann mit der Hand deuten und sagen: Hier ist sie, da ist sie, mit Schrecken kann man sie nur an ihrer Wirkung spüren. Ist es denn wahr, daß auch in unsern protestantischen Landen Jesuiten umherschleichen? Sie sind so schlau, so beharrlich, geduldig, schlangenartig; ist es denn wahr, daß sie auch in die Höfe unserer Fürsten hineinschlichen? Sie freilich fragen nicht darnach, ob das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Fürst und Volk zerschnitten wird; was ist ihnen Liebe, was das Wohl eines Landes, was der Thron eines Fürsten, was eine Welt voll Trümmern, wenn sie nur ihrer Kirche, ihrem Pabst, das heißt zuletzt, sich selbst einen Thron darauf erbauen können!

Hinweg mit diesen Gedanken! Der Himmel ist ja blau, wie sonst, die Sonne scheint wie im Anbeginn, der menschliche Geist hat schon manchen Schritt vorwärts gethan und steht in frischem Leben, das Christenthum ist vorhanden und Gott waltet über Allem. Wir wollen treulich das Unsere thun. Durch jedes Mittel, dessen Anwendung wir vor Gott und Menschen verantworten können, wollen wir für Licht und Recht, wollen wir für das Reich Gottes wirken, und an uns selbst stets damit den Anfang machen. Das Uebrige sei Gott befohlen.

Wollen die protestantischen Freunde den Thron Gottes umstürzen?

Schwer waren die Anklagen, auf welche ich jetzt geantwortet habe. Revolution! der bloße Klang dieses Namens erweckt die Schreckensbilder von Mord, Brand, Einkerkelung, Verbannung, tiefem Mißtrauen, Stockung der Geschäfte, Verwilderung, von einem Schutt alles Bestehenden, aus welchem sich nur langsam und unter Schmerzen etwas Neues aufbaut, und wer weiß, ob etwas Bessres! Dennoch scheint es ein noch größeres Verbrechen geben zu können, nämlich, den Menschen ihre Religion, ihren Gott zu rauben. Der unterste Grund, worauf alle menschliche Verhältnisse ruhen, der letzte Antrieb zu jeder Pflichterfüllung, das was uns Menschen durchaus von den Thieren sondert, es ist der Glaube an eine heilige Weltordnung und an den Ordner, Herrn und Richter, an Gott. Und diesen Grund sollten wir den Menschen unter den Füßen zerstören wollen? Wir hätten nicht genug daran, den Staatsbau umzustürzen, wir legten auch die frevelnde Hand an das Reich Gottes! Ja, so wird uns nachgesagt. So wird von Kanzeln über uns gesprochen, so werden wir in Schulen warnend dargestellt, als solche Frevler bezeichnet man uns in Flugschriften, im geselligen Gespräch und in den Unterhaltungen der Familien. Was für eine Vorstellung muß das Volk von uns bekommen, in Gegenden, wo man uns eben nur aus solchen Anklagen kennen lernt! Was für ein Bild von uns muß sich dem Gemüth der Kinder einprägen, die so über uns reden hören! Mit wahren Grauen müssen die so Belehrten uns ansehen, wenn sie einen von uns zu Gesicht bekommen. Siehe da, hier haben wir mitten in protestantischen Landen eine Probe vom ächten, alten, römischen Katholicismus. Wie da einem Dorfmadchen graut, wenn es zum ersten Male einen K e g e r sieht, einen von den Menschen, die ihm sein Pfarrer so greulich geschildert hat, so soll es uns nun ergehen, sofern dieß nämlich in protestantischen Landen, im Jahre 1845, möglich wäre. Also K e g e r predigten und K e g e r haß wider uns — was meint ihr dazu, Freunde?

Es ist doch eigen, daß man so schlecht, so vor Gott und Menschen verworfen sollte sein können, ohne im eigenen Gewissen auch nur einmal eine Warnung zu spüren. Im Gegentheil, es war uns so wohl, unsre Seele bewegte sich so leicht,

wenn wir versammelt waren! Unser Gemüth fühlte sich erheben, wir vergaßen die alltäglichen Dinge, die so leicht das Gemüth zum Staube niederziehen; wir fühlten uns mit Gott verwandt und empfanden seine Nähe, erhöhte Kraft zum Guten rege sich in uns. Mit Einem Wort: wir erbauten uns. Wir pflegten wol mit einem frommen Gesange zu beginnen, und an den solches Gesanges ungewohnten Räumen war uns das ein feierlicher Gottesdienst. Wir besprachen uns dann über große Aufgaben des Denkens und des Lebens; meistens war es mehr als eine Stimme, die sich über den erwählten Gegenstand äußerte, und indem das in einfacher Rede, nicht in der Sprache der Gelehrsamkeit und nicht in den Redewendungen der Kanzel geschah, indem das Nebenwerk vom Wesentlichen, die Zeitverstellung vom Bleibenden, das Nebelhafte vom Klaren abgeschieden ward, da lag der Weg, den der Mensch gehen soll, so hell vor unsren Augen, und unsre Seele war voll Bereitwilligkeit, ihn zu erwählen. Wir waren inne geworden, daß das Christenthum nicht Sache der Gelehrten, nicht Sache der Stunden, die mit den Glocken eingeläutet werden, nicht Sache eines Zeitabschnittes, wo die Trübsal eingekehrt oder wo man von Neuem gefoltert ist, sondern die größte und beste Aufgabe für alle Menschen in allen Zuständen und zu allen Stunden sei. Dabei hatten wir die Freude, uns mit manchem wackern Menschen auf gleichem Wege, in gleichem Streben zu erblicken, mit dem wir sonst nur in gleichgültigem Gespräch verkehrt hatten, und es that uns wohl, einander die Hand zu gleichem Vorwärtsdringen zu reichen. War Einer nun aus Neugier gekommen? Er sah sich bald in ernste Theilnahme an den besprochenen Gegenständen hineingezogen. Hätte einen Andern nur das Gefallen an Schlägen, die dem Gegner ausgetheilt werden sollten, zu uns geführt? der fand seine Rechnung bei uns gewiß nicht. Oder wäre einmal Jemand zu uns getreten, der ganz von Gott abgekommen war? Ich wage es zu glauben, daß auch ein solcher unter uns wieder das Dasein eines unsichtbaren Reiches ahnte, das überall hinter der sichtbaren Ordnung der Dinge steht. Viele aber kamen, welche sich nicht zu den Kirchen zu halten pflegten, welche Bibel und Christenthum außerhalb ihrer Gedanken gestellt hatten; mit der Art, wie es ihnen vorgehalten worden war, hatten sie sich nicht befreunden können. Diese wurden inne, daß Jesus allerdings auch für sie sein Evangelium hinterlassen habe, daß das Christenthum seine Stätte allerdings auch in ihrem Herzen und in ihrem Leben finde, denn es war ja etwas Andres als die Formeln, in denen sie es bisher kannten, es war ja eben

nur das Vernünftige. Sie fanden Erbauung, und sprachen es mit Freuden aus, daß sie sich wahrhaft erbaut hatten. Ihr werdet Zeugniß geben, Ihr Freunde aus so mancher Stadt und so mancher Landschaft unseres Vaterlandes, daß es so war, wie ich hier sage.

Und wir — Anstürmer gegen den Thron des Ewigen? Nein, wir glauben, wenn es dann erst noch gesagt werden soll, wir glauben an Gott, unsern himmlischen Vater, der Alles in Allem ist, in dem wir leben, weben und sind. Wir glauben an seine heilige Ordnung, daß der Mensch gerecht sein, Liebe üben und immerdar streben müsse, daß er dem Vater ähnlich werde. Wir glauben, daß unser Geist aus Gott ist und wieder zu Gott geht, ewigen Wesens, wie der Vater selbst ist. Das glauben wir, und bemühen uns, dem gemäß unser Leben einzurichten. Wir möchten gern unsere Stätte in der Welt würdig ausfüllen; wir streben, gute Familienglieder, ehrenhafte Mitglieder unserer Gemeinde, brauchbare Staatsbürger, gute Menschen zu sein, und obwol wir wissen und beklagen, daß wir von diesem Ziele immer noch entfernt sind, so getrauen wir uns doch, mit unseren Gegnern uns, wenn es auf die Früchte des Glaubens ankommt, wol messen zu können. Ist es denn nun möglich, uns so ganz und gar zu verkehern und zu verdammnen?

Doch wir dürfen nicht ungerrecht sein. Das thun auch nicht alle unsre Gegner. Es sind das überall nur einige Verblendete. Es sind das einige Geisliche, einige von deren Wort ganz hingenommene Frauen, einige Leute aus allerlei Ständen, in deren verdüstertem Geist das Feuer des Fanatismus angezündet worden ist. Es sind das Gemüther, ähnlich denjenigen, welche einst die Ketzer verbrannten, oder zu ihrem Scheiterhaufen ein Scheit Holz hinzutragen als eine Gott wohlgefällige Gabe. Gott sei Dank, der das Menschengeschlecht so hat weiter schreiten lassen, daß es in unserer Zeit solcher Leute nicht mehr viele geben kann! Aber wo sie sind, da sind sie sehr laut und sehr thätig, und setzen Himmel und Erde in Bewegung, um uns Vertrauen und Einfluß bei unseren Mitmenschen zu rauben. Nun, je mehr wir es für ein Glück achten, eine vernünftige, helle, milde und gerechte Religion zu besitzen, desto geneigter müssen wir auch sein, mit solchen Leuten Geduld zu haben und ihnen zu vergeben; und, wie gesagt, viele sind ihrer nicht. Dennoch haben wir viele, sehr viele Gegner, von denen an, welche mehr an jenen wilden Eifer hinstreifen, bis zu denen, welche bloß leise den Kopf über uns schütteln.

Da sind alle diejenigen, welche das Wesen des Christen-

thums in das Geheimnißvolle, Uebermenschliche sehen. Sie haben sich gewöhnt, ihre Seele in die Betrachtung einer unbegreiflichen Erhabenheit an Jesu zu versenken, sie erblicken in seinem Kreuzestode ein Ereigniß, welches tief in die göttliche Gerechtigkeit hineingreift, und die ganze Stellung des sündhaftesten Menschengeschlechts zu Gott verändert. Die Sprüche des Johannes von der Verbindung Jesu mit dem Vater, die Sprüche des Paulus von der sühnenden Kraft des Kreuzestodes, sind ihnen der Kern der Bibel; der Gottmensch, das Opferlamm sind ihnen die Grundvorstellungen des Christenthums, von welchen alles Heil ausfließe. Wir aber legen auf die klarsten, vernunftgemähesten Stellen der Bibel den höchsten Werth; wir halten uns bei Jesu Leben und Sterben an das Menschliche, durchaus Faßliche, und lassen es auf sich beruhen, wie seine Seele mit dem Vater verwandt war, und wie sein Tod mit der göttlichen Gerechtigkeit zusammenhängt. Das aber beunruhigt, das reizt jene Alle und sie erblicken in uns — Feinde des Christenthums.

Da sind Viele, welche nicht bloß Jesum und die Bibel ehren, sondern sich auch voll Ehrfurcht vor den Entwicklungen beugen, welche eine frühere Zeit dem Christenthum gab. Was einst die Kirchenversammlungen, was späterhin Luther oder Calvin aufgestellt habe, dem messen sie eine dauernde Geltung bei; sie fühlen sich verletzt, wenn wir in diesen Aufstellungen Irrthümer nachweisen und verwerfen. Sie sprechen viel von der heiligen christlichen Kirche; diese müsse sich das einzelne Glied der Kirche unterordnen, und wenn er zumal Geistlicher sei, so sei er durch sein Amt an feste Formen und Formeln unwiderruflich gebunden. Wir aber machen das Recht der Gegenwart vor der Vergangenheit, das Recht des Einzelnen der Gesammtheit gegenüber geltend; wir sprechen frei aus, was wir mit prüfender Vernunft als Wahrheit erkannt haben, und überlassen es getrost dem Herrn der Welt, diese einzelnen Beiträge seiner Kinder in den Schatz der Wahrheit einzufügen, den er seiner Welt geschenkt hat. Das erscheint Jenen ein keckes, anmaßendes, ein frevelhaftes Beginnen.

Da sind Viele, welche Alles, was Religion heißt, als unantastbar betrachten. Sie wollen die Vernunft ehren und gebrauchen in allen Dingen, aber nicht im Gebiet der Religion. Da soll Dämmerung herrschen, diese Dämmerung, bei welcher alle Dinge nur in verschwimmenden Umrissen erscheinen und welche das Gemüth in ahnende Schauer versenkt. Ihre Religion ist lediglich Sache des Gefühls. Wie könnten denen die protestantischen Freunde zusagen, welche es sich eben zur Aufgabe gemacht haben, die Vorhänge an den Kirchenfenstern

aufzuziehen und mit der Fackel der Vernunft in alle Winkel zu leuchten!

Da sind viele Theologen. So viele Jahre haben sie studiren müssen. Sie haben sich die Sprachen angeeignet, in welchen Altes und Neues Testament geschrieben sind, mühsam haben sie sich in die mannigfaltigen Auffassungsweisen hineingearbeitet, welche seit achtzehnhundert Jahren am Christenthum versucht worden sind. Wie viel haben sie lernen müssen, um in mehr als einem Examen bestehen zu können und endlich in ein geistliches Amt einzutreten! Ist es ein Wunder, wenn sie großen Werth auf das Erlernte legen? Ist es ein Wunder, wenn sie meinen, daß sie in Sachen des Christenthums zehnmal eher ein richtiges Urtheil haben müßten als die Ungelehrten, als die Nichttheologen? Wir aber legen Fragen, über welche die Theologen heut noch streiten (und wol noch manches Jahrhundert streiten werden, wenn die Theologie in ihrer jetzigen Verfassung bleibt), wir legen diese Fragen einer gemischten Versammlung vor, wir erkennen auch den christlichen Bauer, der nie ein griechisches oder hebräisches Wort vernommen hat, für urtheilsfähig in diesen Sachen an; — es ist kein Wunder, wenn wir damit viele Theologen ärgern und verletzen.

Von den Gebildeten in andern Ständen stehen bei Weitem die meisten auf Seiten der protestantischen Freunde, was die Auffassung des Christenthums betrifft. Aber wenn es ein Urtheil über unsere Versammlungen gilt, da lautet auch da das Urtheil bei vielen von ihnen nicht freundlich. Sie selbst wollen wol nichts mehr mit den alten Satzungen zu schaffen haben, sie sind darüber hinaus; aber für das Volk, meinen sie, sei die hergebrachte Religionsfassung gut genug. Das habe ja doch kein Urtheil in solchen Dingen. Das werde nur irre gemacht werden, wenn man zu ihm darüber spreche. Es sei Pflicht der Schonung, der Menschenliebe, dasselbe beim Hergebrachten ruhig zu belassen. Es ist das eine uralte Ansicht, welche sich bei den Gebildeten aller Völker, in allen Religionen gefunden hat. Ob es die Ansicht Jesu war, der mit seinem Wort gerade in das Volk, gerade in die Mitte der Ungebildeten trat, das ist eine andre Frage; aber wer jene Ansicht hat, der kann den Bestrebungen der protestantischen Freunde nicht hold sein.

Darum sind auch unter den Männern der Behörden viele uns nicht hold, zumal wenn das hinzukommt, daß unser Auftreten ihre Arbeit vermehrt und sie in verdrießliche Geschäfte verwickelt. Viele unter ihnen wollen Entwicklung des Christenthums, sie wollen dieselbe auch in Freiheit, aber nur auf dem bisherigen Wege, wo das Volk keine Stimme hatte. Oder sie sind auch bereit, dem Volke eine Stimme einzuräumen,

und arbeiten darum auf eine freiere Kirchenverfassung hin, aber das Ungeregelte unserer Versammlungen, deren weiterer Verlauf sich nicht vorher übersehen läßt, erschreckt sie. So mußten uns auch alle die Leute abhold werden, welche vor allen Dingen die Ruhe lieben, und es doch nicht abwehren können, daß die religiösen Gespräche und die kirchlichen Streitfragen, welche jetzt auf Aller Lippen schweben, auch über den Kreis hinüberdringen, den ihre Bequemlichkeit um sich gezogen hatte.

Also wirklich? Gegner überall? Auch Solche, die uns Anfangs Beifall zuwinkten, die Anfangs mit uns tagten, aber sich zurückzogen, als unsere Sache größer und lebenvoller wurde, und nun uns gänzlich gegenüber getreten sind, da unsere Versammlungen begonnen haben, tief in die Bevölkerung ganzer Landschaften und tief in bestehende Verhältnisse hineinzugreifen. Als es nur noch Worte, als es eine leicht hinfließende Unterhaltung galt, da waren sie unser; nun nicht mehr, da es Ernst geworden ist, da es die männliche That, da es harten Kampf gegen übermächtige Gewalten gilt. Ihnen kein Vorwurf! Protestantischer Freund ist eben nur derjenige, welchem die vernunftgemäße Fassung, welchem die freie Entwicklung des Christenthums ein hohes Gut des Lebens ist, für welches er bereit ist, auch Opfer zu bringen; und ob Jemand das will, darüber hat Niemand ein Recht, ihm etwas zu sagen; das ist lediglich Sache des eigenen Gewissens.

Allen Bedenken dieser so entschiedenen Gegner, allen ihren Fragen, Warnungen, Vorwürfen möchte ich am liebsten Eine Antwort entgegensetzen, eine Antwort, welche mir alle andere überflüssig zu machen scheint. Die Versammlungen der protestantischen Freunde sind aus einem Bedürfnis der Zeit entstanden. Es läßt sich Manches in der Welt machen, was erst nicht da war. Es läßt sich machen durch Gewalt, wenn man die Gewalt dazu hat, wenn man seinem Willen Nachdruck geben kann durch Strafen, durch Belohnungen. Es läßt sich machen durch List, wenn man im Dunkeln schleicht, wenn man die Leidenschaften der Menschen in Anspruch nimmt. Es läßt sich auch Gewalt und List vereinigen, und dann scheint der Erfolg um so sicherer zu sein. Aber immer wird das so Entstandene etwas Gemachtes sein; es kann nicht verglichen werden mit dem Gewächs, das frisch und stark aus dem Boden hervorsproßt, wenn das Samenkorn gelegt ist, wenn Bodenbeschaffenheit, Regen, Sonnenschein zusammenwirken. Es begründet dieß den Unterschied, den schon Gamaliel im hohen Rath zu Jerusalem hervorhob, daß es nämlich Werke gebe, die von Gott, und Werke, die von Menschen sind. Als von Gott darf nur dasjenige Werk be-

trachtet werden, welches, von treuen Herzen ausgegangen durch ehrliche Mittel befördert, in den Herzen der Menschen die Stätte gefunden hat, worauf es steht und gedeiht. Ein solches war das Christenthum, ein solches war die Reformation; wer unbefangen und billig ist, der urtheile, ob die Sache der protestantischen Freunde nicht auch ein solches ist. Daß ich, der erste Anreger dazu, sie nicht habe machen können, daß liegt am Tage; woher sollte der unbekannte Landprediger die Macht bekommen haben! daß ich aber nicht ein ehrlicher Mann sei, diese Anklage vergebe ich dem Fanatismus derjenigen, welche sie ausgesprochen haben. Ist zur Verbreitung unserer Sache Macht angewendet worden? Alle Welt weiß, daß die Mächtigen nicht auf unserer Seite stehen. Luther zu seiner Zeit war darin glücklicher als wir. Oder Litz? Wir selbst haben uns ein Gesetz auferlegt, welches der sicherste Schutz ist gegen jegliches Bestreben, das sich vor dem Tageslichte scheut, das Gesetz heißt: Dessenlichkeit, unbedingte Dessenlichkeit; und dazu das andere, daß wir jedem das Recht zugestanden haben, das Wort zu ergreifen. So ist unsere Sache gewachsen, so ist sie groß geworden, sie wurzelt besonders in den Herzen des deutschen Mittelstandes, dieses Standes, den man als den Kern der Nation betrachten darf, als denjenigen, welcher die Tugenden des Deutschen und des Christen am reinsten in sich trägt, wo nicht die Stumpfsheit der untersten und nicht die Ueberbildung der obern Schichten der Gesellschaft sich findet, wo die meiste Selbstständigkeit ist, also die wenigste Nebenrücksichten genommen werden. Wenn ich dieß Alles, wenn ich meine Erfahrungen seit vier Jahren betrachte, dann glaube ich sagen zu dürfen: unser Werk ist von Gott; er hat sein Wohlgefallen an dieser Pflanze, die auf dem Acker seines Menschengeschlechts emporgewachsen ist, und hat gern seinen Sonnenschein und seinen Regen gegeben, daß sie gedeihen konnte. Bin ich aber damit nicht aller weiteren Rechtfertigung überhoben? Wenn man mich auf Schattenseiten, auf Gefahren der Sache aufmerksam macht, so muß ich solches beachten; aber ich darf auch erwidern, daß Alles, was in der Menschheit ins Leben tritt, seine Schattenseiten und seine Gefahren hat, Alles. Ich muß die Erinnerungen von Freunden, Gleichgültigen und Widersachern mit Dank annehmen, aber ich kann darauf nur sagen: ich verspreche euch, daß ich stets aufmerksam sein will auf mich, damit ich nichts Unreines einmische, auf meine Freunde (sofern sie meine Erinnerung annehmen wollen), daß sie nichts Unverantwortliches thun, auf den ganzen Gang der Sache, daß etwaige Aus-

schreitungen auf den rechten Weg zurückgelenkt werden; ich will dabei Gott vor Augen und im Herzen haben, und ihn bitten, daß er meinen Blick klar erhalte; aber daß ich eurer Bedenklichkeiten wegen die Sache selbst fallen lasse, das könnt ihr nicht fordern. Ihr könnt mir viel sagen von allerlei möglichen Folgen, von jetzt schon eingetretenen Uebelständen, Aufregung der Gemüther, Verwirrung, Zwiespalt; ich will euch keinen Bibelspruch entgegensetzen, wie ich so leicht könnte und wie ihr so gern thut, ich will euch nur antworten: das befehle ich Gott, und nun habt den Glauben, auf den ihr ja so starken Anspruch macht, daß auch ihr es Gott befehlet. Wenn wir Alle redlich das Unsere thun, und wenn wir unter einander die Liebe als das höchste Gesetz erkennen, also uns nicht schimpfen, nicht verdächtigen, nicht verdammnen, nicht weltliche Mächte aufrufen, wo es das Reich Gottes gilt, dann wird es Gott auch mit dieser Sache wohl machen.

Aber es soll nicht aussehen, als wollte ich mich der Verantwortung gegen einzelne Vorwürfe, die man uns macht, entziehen, darum geh ich recht gern auch in das Einzelne ein. Daß wir den Thron des himmlischen Regierers umstürzen wollten, das ist nicht wahr, das habe ich schon gesagt. Dennoch wiederholt man den Vorwurf. Man deutet auf Jesum hin, „dem ja der Vater alle Macht gegeben habe im Himmel und auf Erden“; den, so sagt man, wollten wir sicherlich vom Throne stoßen. Diesen Vorwurf machen uns nicht bloß Theologen, die von einer fertigen Ansicht gefangen sind. Er ist sogar von dem Minister eines deutschen Königreichs öffentlich in der Ständerversammlung ausgesprochen worden. Nichts Geringeres sagt er, und zwar gerade in Beziehung auf unsere Stellung zu Jesu, als daß wir „das Christenthum umstürzen und dem Volke das Heiligste, den von den Vätern ererbten Glauben entziehen wollten.“ Er hätte nicht so sagen sollen, wahrlich, er hätte es nicht gesollt! Wie mochte sich ein Mann in solcher Stellung, und zwar Tausenden von Angehörigen seines eignen Landes gegenüber, die durch solche Anklage getroffen werden sollen, in die lange Reihe derer stellen, welche zu allen Zeiten, von Kaiphas an, jede neue Regung des Geistes als Verbrechen, als Gotteslästerung bezeichnet haben? Aber wir wollen nicht klagen! Ich will in Bezug auf Jesum klare Auskunft geben; dann mögen meine Mitchristen entscheiden, ob es darauf abgesehen ist, ihn vom Throne zu stoßen.

Jesus tritt auf, lebt und stirbt für die Stiftung eines Reichs, in welchem die Menschen ihren hohen Beruf erfüllen und das Beste erlangen sollen, was auf Erden erlangt werden kann. Seine Jünger bauen an seinem Reiche weiter, aber

sie verherrlichen auch den Stifter mit hohen Worten, und rücken ihn ganz nahe an Gott hinauf. Bald wird es unter den Christen allgemein, Jesum als ein göttliches Wesen zu betrachten, nur daß die Art und Weise, wie er zum Vater steht, noch unbestimmt bleibt. Aber dreihundert Jahre nach Christo wird festgesetzt, daß Jesus gleiches Wesens mit dem Vater sei; die Lehre von der Dreieinigkeit wird ausgebildet, und die Widersprechenden werden für Unchristen erklärt und nach harten Kämpfen überwunden. Jesus wird nun auch, gleich dem Vater, angebetet; je nachdem das Gefühl treibt, wendet man sich an ihn oder an den Vater. Noch später wird er dadurch verherrlicht, daß man ihn in der Oblate des Abendmahls zu sehen vermeint, als den leiblich gegenwärtigen Gott. Luther läßt die Lehre von der Dreieinigkeit stehen, denn er hält sie für ächt christlich; auch die Lehre von Jesu Gegenwart im Abendmahle kann er nicht fallen lassen, wenn er sie auch etwas verfeinert. Das vorige Jahrhundert bringt, zuerst außer Deutschland, Forscher hervor, welche an der Gottheit Christi Anstoß nehmen. In Deutschland dringt dieselbe Richtung auch in die Theologie ein. Man beginnt auf den Lehrstühlen und in Schriften, die Gottheit Christi fallen zu lassen, und ihn darzustellen als den vorzüglichsten Gesandten Gottes an die Menschen. Auch in die Gemeinden dringt diese Ansicht ein und verbreitet sich weit. In den leztvergangenen Jahrzehnten aber fängt man an, sich wieder der alten Fassung zuzuwenden, besonders in Baiern und in Preußen, wo die Lehrstühle auf den Universitäten nur mit Männern dieser Richtung besetzt werden; und bald erheben sich Stimmen, welche rufen: wer Jesum nicht als Gott anerkenne, der sei kein Christ, und der Geistliche, der es nicht thue, müsse abgesetzt werden. Es war dieß einer der Umstände, wodurch die Versammlungen der protestantischen Freunde hervorgerufen worden sind. Gegen diese, wie gegen jede andere Ausschließlichkeit im Bereich des Christenthums protestirten und protestiren wir. Indem wir Alle Jesum als den Stifter des Christenthums ehren, als denjenigen, aus welchem die Wahrheit gesprochen, in welchem die Tugend sich dargestellt habe, wie in keinem Andern, so dringen wir zugleich darauf, daß es der freien Ueberzeugung überlassen werde, in welchem Verhältniß zu Gott hin und zu den Menschen hin man sich die Natur Jesu denke. Der Glaube, den wir in Bezug auf Jesum in Anspruch nehmen, besteht darin, daß man ihn als den Herold des göttlichen Willens an die Menschen annehme und sich von seinem Wort und Vorbild thatsächlich leiten lasse. Wir sprechen es aus, daß derjenige ein Christ ist, welcher sich der Gerech-

tigkeit, der Lauterkeit, der Liebe befließigt, auch wenn er sich nicht gewöhnt hat, stets eingedenk zu sein, daß er die Anweisung dazu vor Allem Jesu verdanke; und das spricht Christus selbst aus, indem er sagt: „es werden nicht Alle, die zu mir Herr, Herr sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“

Wir haben keine anderen Nachrichten über Jesum, als die im Neuen Testament. Die genügen auch vollkommen, wenn es uns darauf ankommt, zu beweisen, daß Jesus wirklich gelebt hat und darzustellen, welches die Hauptzüge seines Lebens und Sterbens und die Grundzüge seiner Lehre sind. Ob aber die Evangelisten die Männer waren, um uns ein vollständiges und bis in die feinsten Züge zuverlässiges Bild von Jesu zu geben, das wird um so mehr bezweifelt werden dürfen, da wir ja von ihnen selbst vernehmen, wie oft Jesus über ihre Vorurtheile und ihre schwere Fassungskraft zu klagen hatte. Sie berichten uns von seiner Geburt und aus seinen ersten Tagen Dinge, von denen wir wol verstehen, daß sie ihnen, als sie dieselben etwa nachträglich erfragten, vollkommen glaublich waren; aber wir sind nicht in diesem Falle, wir können auf diese Erzählungen unmöglich Werth legen. Die drei ersten Evangelisten stellen uns fast auf jeder Seite Jesum als Wunderthäter, als Teufelsbanner dar, und das paßte vollkommen in ihre und der ganzen damaligen Welt Vorstellungen; aber Unzählige sind in unserer Zeit, denen es eben durch diese Wundererzählungen schwer gemacht wird, an Jesum zu glauben, und haben sie nicht recht daran? Würde es nicht sogleich unser Mißtrauen erwecken, wenn wir jetzt von Jemandem Wunderthaten erzählen hörten? Der Evangelist Johannes erzählt von den Teufelaustreibungen der drei andern nicht eine einzige, desto mehr aber theilt er Aussprüche Jesu über seine eigene Würde mit. Also diese haben dem Johannes besonders wichtig gedünkt, diese hat er aus den sonstigen Reden Jesu hervorgehoben und zusammengestellt, wie er sich denn auch meistens des Namens „Gottes Sohn“ von Jesu bedient, während die Andern mehr die Bezeichnung „des Menschen Sohn“ haben. Aber alle diese Ausdrücke, wer mag in ihnen das Bildliche verkennen? So liegen nun die Berichte über das Erdenwallen Jesu vor uns. Jeder trägt den Stempel an sich, daß sein Verfasser mit vollster Redlichkeit erzählt hat. Aber eben so offenbar ist es, daß wir an ihnen keine pünktlich genaue Aufzeichnung der Worte und Thaten Jesu haben. Als Jesus noch lebte, da dachte Niemand an eine solche Aufzeichnung. Als er nicht mehr bei den Jüngern war, da besannen sich diese, stellten sich aus der Erinnerung, nach ihrer Auffassungsweise, ein Bild des Lebens, eine Summe der Reden

Jesu zusammen, theilten dieß Anderen mit; aber auch noch nicht schriftlich. Erst mehrere Jahrzehnte nachher, als die Augen- und Ohrenzeugen allmählig ausstarben, fingen Einige an, Solches niederzuschreiben, ein Jeder, wie sich ihm die Sache in seiner Erinnerung, nach seiner Fassungskraft darstellte, also auch so, daß in Thaten und Reden Jesu die einzelnen Berichte von einander abweichen. So liegen diese Berichte nun vor uns und andere haben wir nicht; was ist nun wol natürlicher, als daß wir, vermöge derselben Vernunft, welche wir zur Beurtheilung jedes Buches und jedes Ereignisses mitbringen, geleitet von unserem Wahrheitsgeföhle, uns daraus ein Bild Jesu zusammensstellen, welches die Hauptzüge der evangelischen Berichte enthält, ohne darum dem Bilde gleich zu sein, welches die alte Zeit aus den Evangelisten entnahm. Und das ist eben das Bild eines erhabenen Menschensohnes, dem wir Alle nicht werth sind, die Schuhriemen aufzulösen, eines Gottessohnes, der da war, was wir werden sollen, der seine Kraft und sein Blut daran setzte, um uns Alle zu Gottes Söhnen und Töchtern zu machen. Wir können nicht anders verfahren, vermöge der Denkfesetz, die von Gott selbst stammen, und in uns als Kinder unserer Zeit mehr entwickelt sind, als sie es in früheren Zeiten waren; und weil wir nicht anders können, so dürfen wir auch nicht anders. Stoßen wir damit Jesum von seinem Throne? Nehmen wir damit dem Volke seinen Heiland? O es sind Viele, sehr Viele an ihm irre geworden, weil sie sich nicht in die geheimnißvollen Formeln und die überschwenglichen Vorstellungen finden können, mit welchen ihnen Jesus einst in der Schule und nun in der Kirche dargestellt wird; ihre Vernunft erhebt immerwährend Einspruch dagegen, und diese durch ein Machtgebot zum Schweigen zu bringen, das ist ein sehr bedenkliches Ding. Sehr viele in unserer Zeit haben darum Jesum ganz aus ihren Gedanken hinausgestellt, weil — sie sich nicht in ihn finden konnten. Aber einen Heiland, einen brüderlichen Freund, der uns in unendlicher Liebe sagt, was des Menschen würdig ist, und in unwandelbarer Treue bis in den Tod auf dem Wege, den er zeigt, selbst vorangeht, einen Heiland, der sich ausweist, daß er vom ewigen Vater berufen ist, der Herr und Meister seiner andern Kinder zu sein, den wird Niemand verschmähen, der vom Ernst des Lebens durchdrungen ist. Wie Viele werden es gern bezeugen, daß ihnen gerade durch unsere Versammlungen Jesus wieder zugänglich geworden ist! Wer aber den Heiland nicht anders haben will, als mit allen diesen unbegreiflichen Thaten, von den Träumen an, die den Joseph leiten, bis zu dem leiblichen Emporschweben dahin, wo sonst die Menschen den Himmel suchten, dem haben

wir nie etwas in den Weg gelegt; wir haben ihn nicht lächerlich zu machen gesucht, wir haben uns ihm mit unseren Gründen nicht aufgedrängt. Von Anfang an haben wir zugestanden, daß verschiedene Auffassungsweisen im Schooße der christlichen Gemeinde möglich, natürlich, und darum auch zulässig, ja selbst heilsam sind. Wenn wir irren, so thun wirs nur auf eigne Gefahr, auf die Gefahr, daß unsere schwachen Gründe durch bessere überwunden werden.

Unsere Betrachtungsweise der Natur Jesu, die gerade ist es, wegen welcher uns auch diejenigen zürnen, die nicht fanatisch und nicht geneigt sind, alle Glaubenssätze alter Bekenntnisse zu unterschreiben. Auch sie halten nicht am Buchstaben der Bibel fest, auch sie wollen eine fortgehende Entwicklung des Christenthums, welche frühere Fassungen berichtigt; aber Jesus soll in der Weise der Kern des Evangeliums sein und bleiben, daß er aus allem Menschlichen herausgehoben, daß er als mit eigenthümlicher Göttlichkeit angethan betrachtet werde. Eine geheimnißvolle Vereinigung mit ihm soll in der Seele des Christen Statt finden; daraus allein soll wahres christliches Leben hervorgehen können. Wir würden sagen: er ist der beste, aber nicht der einzige Führer zum Heil, so wie wir sagen, das Christenthum ist die vollkommenste Offenbarung der Wahrheit, aber nicht die einzige. Jene aber werden hier gerade auf dem Ausdruck: der einzige Führer, bestehen. Ist das nicht der Sinn in jener bekannten Berliner Erklärung: daß Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit der einzige Grund unserer Seligkeit sei, und daß alle Lehrentwicklung von Christus aus zu Christus hin geschehen müsse? Allerdings, da ist ein Unterschied zwischen uns und Jenen, und wir haben weiter nichts darüber zu sagen als das Eine: laßt uns in brüderlicher Liebe neben einander gehen und in einträchtiger Thätigkeit am Reiche Jesu bauen. Wenn aber darauf ausgegangen werden soll, die Lehrentwicklung des Christenthums durchaus und überall von Christus beginnen zu lassen, und zwar von einer bestimmten Vorstellung von ihm, von Christus dem Gottmenschen (um es einmal mit diesem Worte auszudrücken), so habe ich Bedenken dagegen, so erscheint mir dies geradezu gefährlich.

Ich denke, die Grundlage des religiösen und sittlichen Lebens muß eine möglichst feste sein. Der Glaube an Gott ist solch eine feste Grundlage, denn wenn auch gegen diesen einmal Zweifel austauschen wollen, so rufen bald alle Stimmen der Natur und mit ihnen die Stimme des eigenen Herzens: es ist ein Gott. Die Forderung, in jeder Stunde

ein guter Mensch zu sein (das Sittengesetz) ist eine solche Grundlage. Denn wenn der Mensch sich seinen Lüsten hingibt, wenn er selbst mit Frechheit alle bessere Gefühle hinter sich wirft, so bricht doch bald eine Stimme in seiner Brust hindurch, die da ruft: du hast unrecht gethan, und er kann sie nicht zum Schweigen bringen. Selbst die höchste Forderung des Christenthums, die Liebe, ist eine solche feste Grundlage des innern Lebens; zu einem würdigen, über die wechselnden Anforderungen der Erde erhabenem Leben drängt den Menschen die ganze Natur seines Geistes hin, und wo ist eine Aufgabe, welche alle die einzelnen Anforderungen eines würdigen Lebens so vollständig in sich begriffe, als die: liebt euch untereinander! Stets, wenn der Mensch eine dieser Grundlagen verlassen hat und sich darüber rechtfertigen will, kann ich zu ihm sagen: denke nach, denke ernstlich, beharrlich nach, und du wirst von selbst auf den verlassenen Grund zurücktreten müssen. Ist's ebenso, wenn ich eine bestimmte Anschauung von der Person Jesu zur Grundlage meines Lebens mache? Bei den Jüngern ist's so gewesen. Denen hatte sich die erhabene Persönlichkeit, von dem täglichen Beisammensein mit ihr, oder, wie bei Paulus, durch ihre frischesten Nachwirkungen, so tief eingepägt, hatte so sehr ihre ganze Seele überwunden, daß, wie es Paulus einmal ausdrückt, Christus in ihnen lebte. Sie konnten nicht anders, als Alles, was sie dachten und was sie thaten, im Geist erst vor das Bild Jesu bringen, welches in ihnen lebte, daß es davon seine Berichtigung oder seine Bekräftigung empfing. Ihr inneres Leben nach dem Scheiden Jesu, also auch das äußere, war wirklich nur ein Ausfluß aus dem Leben Jesu; unter ihnen kam Niemand zum Vater, als durch ihn, denn er war ihnen für ihr inneres Leben Eins und Alles. Aber bei uns? Man besinne sich doch wohl, ehe man das ganze Christenthum für Alle an eine bestimmte Anschauung, und noch dazu an eine unbegreifliche Vorstellung von der Person Jesu anknüpfen will!

Eine solche Anschauung kann doch nur von außen in die Seele gebracht werden, also durch Belehrung, durch Schilderung. Daß diese aber ein bleibendes, lebendiges Bild wirke, dazu gehört schon eine gewisse Stärke der Einbildungskraft, und die ist nicht Jedem gegeben. Ist's aber wirklich gelungen, ein lebendiges Bild Jesu in die Seele zu bringen, so kann dasselbe im Lauf eines geräuschvollen, verweltlichten Lebens wieder entschwinden, und um uns her ist nicht Viel, wodurch seine Farben angefrischt würden, denn in die Kirche, wo dies geschehen könnte, geht der Mensch vielleicht nicht, oder sein Prediger ist trocken und ungeschickt. Anders

ist's mit der Vorstellung Gottes oder der Pflicht; wenn diese entschwindet, so wird sie durch die ganze Natur, durch das ganze innere und äußere Leben wieder angefrischt. Wenn aber auch das Bild Jesu lebendig bliebe, wie, wenn dann Zweifel an der Wichtigkeit der Vorstellung von ihm aufstiegen? Jesus ist eine Erscheinung vergangener Zeiten, also was wir von ihm wissen, kann uns nur durch Berichte Anderer gegeben sein; wie, wenn eine genauere Forschung die Zuverlässigkeit dieser Berichte zweifelhaft machte? Darf wirklich das ganze Heil des Menschen auf ein geschichtliches Zeugniß gegründet sein? Ich will meine Meinung mit Einem Worte sagen: unser Glauben, Lieben, Hoffen muß in unserer eigenen Seele ruhen. Es muß auf die Natur unseres eigenen inneren Lebens begründet sein. Die untersten Gedanken, aus denen die übrigen, aus denen unsere Worte und Thaten emporwachsen, müssen von der Art sein, daß wir sie uns durch unser eigenes Nachdenken, durch Betrachtung der Natur, durch Ueberdenkung von unseren Erfahrungen an uns und Andern, durch Lauschen auf die innersten Stimmen in unserer Brust, immer von Neuem klar machen, ihrer immer von Neuem gewiß werden können. Etwas Anderes ist's, dabei dankbar auf Jesum blicken, als auf den, welcher den Menschen zum richtigen Denken, zum würdigen Leben Anleitung gegeben hat, wie kein Anderer, welcher die edelsten Kräfte in der Seele belebt, den besten Wandel in seinem Leben anschaulich gemacht hat, wie sonst Keiner, und an dessen Betrachtung, in freier Liebe, die Seele ihre besten Gefühle und Kräfte immer von Neuem anfrischen kann; und etwas ganz Anderes, Jesum selbst als den ersten und letzten Gedanken im Herzen tragen. Jenes wird dem ganzen innern Leben mehr Einheit, mehr Schwung geben, wie es denn überhaupt weiter nichts ist, als die erfüllte Pflicht der Dankbarkeit gegen Jesum. Dieses aber — ich habe schon gesagt, daß es mir bedenklich vorkommt. Es giebt Gemüther, bei denen stimmt es mit der ganzen Anlage ihres Wesens überein, daß Jesus der Kern ihres Seelenlebens werde, aber warum nun begehren, daß es bei Allen so sein solle? Hat dies Begehren nicht schon viel Schaden gebracht? Ausgezeichnete Kirchenlehrer hatten das Christenthum von der Seite aufgefaßt, wie es ihrer Gemüthsbeschaffenheit am Meisten zusagte; so hatte Augustin, und nach ihm Luther, das ganze Christenthum auf ein tiefes Sündengefühl begründet. Aber nun zu begehren, daß Jeder von den Millionen Christen, von so sehr verschiedener Gemüthsart, ganz denselben Gang der Gedanken und Gefühle gehen sollte, nun nach seinen eigenen inneren

Erfahrungen das Lehrgebäude des Christenthums für Alle einrichten wollen, das mußte vom Uebel sein. Das mußte die Folge haben, daß viel Unnatur, viel Formelei, viel todtes Wesen in die Christenheit gebracht wurde, und die Erfahrung lehrt, daß es wirklich also geschehen ist. So weit ich meine Kirchengeschichte verstehe, so sehe ich an allen vergangenen Jahrhunderten, daß überall nur ein Häuflein sogenannter Erweckten vorhanden war; die Andern gingen mit halbem Herzen, oder träumend, oder Phrasen machend, oft auch heuchlerisch mit, während doch Jesus wol wußte, was er that, wenn er Alle, Alle zu einem neuen, echten Leben berief. Ich vermüthe, daß daran eben jene Einseitigkeit, welche ihre besondere Auffassung zur allgemeinen machen will, große Schuld trägt; ich vermüthe, daß es unserer Zeit vorbehalten ist, diesen Fehler zu vermeiden, indem sie die großen Gedanken Jesu von der Liebe, von der Heiligung, vom Reiche Gottes, für welche jede Gemüthsart die Anknüpfungspunkte in sich trägt, als die Grundlage der gesammten christlichen Lehre verkündigt. Das ist's, worauf wir nach unsern Kräften hinwirken, und darum nennt ihr uns Frevler wider Jesum, Verderber seiner Gemeinde. An dem Reiche, für welches Jesus lebte und starb, bauen wir nach Kräften, aber die Vorstellung vom Stifter desselben lassen wir frei; und darum sollen wir ihn vom Throne stoßen? Wie nahe, die ihr Jesum immer im Munde führt und dabei so fertig seid, die Brüder zu richten, wie nahe legt ihr's uns, an den Spruch zu denken: „es werden Viele an jenem Tage kommen und sagen: Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweiffagt, haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben, haben wir nicht in deinem Namen große Dinge gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!“

Bergebens baut ihr aus künstlich zusammengefügtten Bibelstellen eure Beweise und ruft dann: kommt und sehet, ein solcher ist Christus und kein anderer, und wer ihn nicht so sich vorstellt, der hat gar keinen Christus und gar kein Christenthum, ja, der macht Jesum selbst zu einem Lügner und Lasterer. Nicht einmal die Kunst eurer Beweisführung gebe ich euch zu, denn ein einziger klarer, unzweideutiger Bibelspruch, den ihr aber willkürlich deutet, zertrümmert euer ganzes Gebäude; noch viel weniger aber kann ich Kraft in der Beweisführung finden, denn Kraft zu überzeugen auf religiösem Gebiete ist nur da vorhanden, wo das ganze Gemüth und das ganze Leben mitspricht. Bergebens rühmt ihr euch, Positives zu haben, das heißt, einen festen Grund für Glauben und Hoffen darzubieten; das ist aber kein fester Grund,

welcher wankend wird, wenn ich einen einzigen Stein herausziehe, welcher nicht das ganze Leben und die ganze Natur und die ganze Gemüthswelt zu seinem Eckstein hat. Vergebens spricht ihr von eurer großen Liebe zu Jesu und daß sich alle Knie vor ihm beugen müßten; indem ihr ihn nach eurer Fassung predigt und ihn in dieser Fassung und durchaus in keiner andern in alle Seelen hineinstellen wollet, so seid ihr Schuld, daß sich Viele von Jesu abwenden, weil sie für diese Fassung keine Stätte in ihrer Seele finden. Lasset uns von dem Manne predigen, der die Liebe war und die Liebe lehrte, der den Menschen sagte, daß sie eine Familie Gottes, der auch die Liebe ist, seien und werden müssen, und der dafür wirkte und dafür starb, daß sie es würden; für einen solchen Heiland schlägt in jeder Brust ein offenes Herz! Lasset es frei, wie sich jeder seines Heilands Natur weiter ausdenke; Christus will keine andere Anerkennung als die der freien Liebe, der freien Ueberzeugung!

Ich habe mich ausführlich über diesen Punkt unserer Anklage ausgesprochen, weil er gewiß der wichtigste ist, und weil ich hoffe, daß gerade hier, unter Allen, welche ein redliches und ein empfängliches Herz haben, am Ersten eine Verständigung möglich ist. Es handelt sich ja um Jesum, den Fürsten der Liebe und des Friedens! Ueber die Punkte, welche noch übrig sind, darf ich mich kürzer fassen. Sie betreffen die Bibel und die Kirche.

Sind wir nicht Verächter, nicht Feinde der Bibel? Unsere Gegner nennen sich ja so gern, uns gegenüber, die Bibelgläubigen! Laßt sehen. Wir nehmen unsere Bibel in die Hand. Sie wird uns als Gottes Wort, als die heilige Schrift dargereicht; so geschah es schon in der Kindheit. Dürfen wir, nachdem wir Männer geworden sind und selbst prüfen, selbst nachdenken können, dürfen wir die Bibel einmal wie jedes andere Buch in die Hand nehmen, um sie zu prüfen, ob sie sich als heilige Schrift bewährt? Das dürfen wir nicht bloß, das müssen wir, nach dem Ausspruch der Bibel selbst: „Prüfet Alles, das Gute behaltet;“ und weil der denkende Mensch es mit jeder Sache, mit welcher das Heil seiner Seele zusammenhängen soll, sehr genau nehmen muß. Also wir versuchen es, die Bibel so in die Hand zu nehmen, als hätten wir sie zum ersten Male vor uns, sie aufzuschlagen, als wollten wir ihren Inhalt eben jetzt erst kennen lernen und auf uns wirken lassen. Was finden wir nun? Erzählungen aus den ersten Zeitaltern der Welt, von der Schöpfung, von den ersten Bewegungen im Menschengeschlecht, von der Entstehung des Volkes Israel. Da haben

wir also vor uns, was alte Weise über die Entstehung der Dinge gedacht und ausgesprochen haben, was ein Israelit über die Urgeschichte seines Volkes gesammelt hat. Sollen wir das unbedingt als Wahrheit, als heiligen Ausfluß aus Gott annehmen? Doch wol nicht darum, weil es den Israeliten dafür galt; denn alle Völker nennen solche Schriften heilig, einen Ausfluß aus Gott, der Araber seinen Koran, der Indier seine Wedams. Doch wol nur dann, wenn uns jenes mit tüchtigen Gründen bewiesen wird. Wir finden weiter die Gesetzgebung durch Mose, die sich in jedem Worte als einen Ausfluß aus Gott darstellt. Aber so stellt jedes alte Volk seine Gesetzgebung dar. Wir Betrachtenden in dieser späten Zeit werden darin als wahr und gut, also als göttlich, anerkennen, was sich als solches ausweist, und dessen ist an der Gesetzgebung durch Mose mehr, als wir es bei einem andern Volke des Alterthums finden. Wahrlich, dies Volk Israel war ein ausgezeichnetes Volk, ein Inhaber der Wahrheit vor vielen andern Völkern, wenn wir auch in seiner Meinung, allein das Volk Gottes zu sein, einen unberechtigten Stolz erblicken. Seine Geschichte kann uns natürlich nicht so wichtig sein, als sie ihm selbst wichtig war. Seine Dichter, die alsdann im A. Test. folgen, und seine Propheten, fürwahr, sie setzen uns in Verwunderung durch den Schwung ihrer Begeisterung und durch die hellen Lichtstrahlen, die aus ihren Worten hervorbrechen in so alter, dunkler Zeit, und willig erkennen wir an, daß Gottes Geist in ihnen war; aber daß derselbe ihnen jegliches Wort als untrügliche Wahrheit eingegeben habe, wo wäre wol ein Grund für uns, um das zu glauben? Schwerlich ist ihnen das selbst in den Sinn gekommen, so stark auch ihr Bewußtsein war, daß ihr Beruf, zu reden, von Gott sei. Wir kommen nun zum Neuen Testament. Darin finden wir allerdings die häufige Hindeutung auf das A. Test. als eine göttliche Offenbarung; aber wenn Petrus sagt: „die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geist,“ wenn Paulus das A. Test. nennt „die Schrift von Gott eingegeben,“ so kann doch wahrlich darin kein Grund für uns liegen, jedes Wort des A. Test. für göttlich anzusehen, selbst wenn sich beweisen ließe, daß es Paulus so angesehen hätte. Wenn Jesus spricht: nicht ein Titel vom Gesetz soll zergehen, nicht das kleinste Gebot im A. Test. darf aufgelöst werden, so löset er selbst in derselben Rede, in der Bergpredigt, mehr als eins auf, und die Apostel nach ihm noch mehr, und wir können nur sagen, daß jene Aussprüche so schroff vor unsern Augen stehen, weil wir sie vermuthlich nicht in dem vollen vermit-

telnden Zusammenhänge besitzen, in welchem Jesus sie gesprochen hat. Die Verfasser des N. Test. benutzen die Stellen des A. Test. sehr frei, je nach dem, was sie eben daran knüpfen wollen, und es irrt sie nicht, daß dort ursprünglich etwas ganz Anderes gesagt ist, als was sie sagen und beweisen wollen. Das war eben die Art jener Zeit, sie war das damals Natürliche, so wie wir jetzt, in unserer schärfer sichtenden und bestimmter sprechenden Zeit, eben auch nur das Natürliche thun, wenn wir zwischen den Aussprüchen des A. Test. Unterschiede machen und sprechen: hier ist Irrthum und hier ist Wahrheit. Drängt sich im N. Test. dem unbefangenen und wahrheitsliebenden Beobachter nicht ein gleiches Verhältniß auf, wenn auch durch den damaligen Fortschritt der Zeit und durch die in Jesu wunderbar lebendig gewordene Wahrheit gemildert? Die Evangelisten sind nicht irrthumsfreie Berichterstatter gewesen, und sie konnten es nicht sein; das liegt vor Augen, und es ist eine ganz eigene Fügung Gottes, daß die drei ersten Evangelisten so ziemlich dasselbe erzählen müssen, so daß man sie nebeneinanderlegen und ihre Abweichungen sehen kann. Die Reden aber und die Briefe der Apostel, wo ist denn nur eine Spur vorhanden, daß sie den Ausspruch gemacht hätten, in jedem Wort die Aussprecher göttlicher Wahrheit zu sein? Den Anspruch machten sie, nach ihren besten Kräften die ersten Zeugen von Jesu und seinem Evangelium zu sein, und diese Aufgabe haben sie mit aller Treue gelöst. Wenn Jesus sagt: „wer euch höret, der höret mich;“ „der Geist der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten,“ so liegt doch darin nimmermehr die Bezeugung, daß jeder ihrer Gedanken und jedes ihrer Worte frei von allem Irrthum sein werde? Daß die göttliche Wahrheit in der Bibel ist, und zwar in einem so hohen Maße, wie in keinem andern Buche, das wird jeder Wahrheitsfreund gern bekennen, aber nimmermehr, daß die Bibel in jedem Worte die Wahrheit ist. — Das liegt Alles so klar vor Jedermanns Augen da, daß man sich wol wundern möchte, wie es nicht längst allgemein anerkannt worden ist. Aber es ist mit der Bibel geschehen, was die Menschen immer gern gethan haben. Sie haben die Ehrfurcht, welche sie Gott und dem Ausfluß aus ihm, der Wahrheit, schuldig sind, stets übergetragen auf das, was in irgend einer Beziehung zu Gott steht. So erblickten die Indier und die Griechen fast in jedem Dinge der Natur eine Gottheit; so machen die römisch Katholischen die Mutter des Heilands zu einem göttlichen Wesen, und das Volk geht noch einen Schritt weiter und macht irgend ein braunes hölzernes Bild der Maria zur

Mutter Gottes selbst, zu welcher es, das heißt gerade zu diesem Bilde an diesem bestimmten Orte, mit Inbrunst und vollem Glauben betet. In unserer hellern Zeit aber und in unserer protestantischen Kirche halten gewiß Viele an der unbedingten Göttlichkeit des Bibelwortes nur darum fest, weil sie fürchten, daß, wenn sie diese fallen lassen, das ganze Christenthum seinen Grund und Boden verlieren und fallen werde. Die Kleingläubigen! Auf seine innere Wahrheit, welche immer dieselbe bleibt, auf die uralten Bedürfnisse des menschlichen Herzens, welche immer die nämlichen bleiben, darauf ruht das Christenthum als auf seinem Felsengrunde; auf Papier und auf Buchstaben wahrlich nicht! Warum hat denn Jesus selbst nichts geschrieben? Warum hat er denn nicht wenigstens eine bestimmte und unzweideutige Glaubensformel abgefaßt und die sogleich niederschreiben heißen? Doch wol darum, damit ihr euch und damit das christliche Volk sich die Arbeit des eigenen Denkens, die Arbeit, welche sich in Freiheit ihre Ueberzeugung gewinnt, nicht ersparen sollt; darum, daß ihr mit der Wahrheit eben so wenig fertig werden sollt, als mit der Tugend und mit dem Frieden, denn für alle diese Güter gilt es, daß der Mensch seinen Weg aufwärts noch einem unendlich erhabenen Ziel wandle, daß er „vollkommen sei, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.“

Sind wir, die wir das Alles offen aussprechen, Bibelverächter, Bibelfeinde? Wenn wir leichtsinnig über diese Dinge reden, dann mögt ihr uns so nennen; jetzt sind wirs eben so wenig, als wenn wir unser Vaterland nicht unbedingt das beste Land der Welt nennen, als wenn wir, als erwachsene Söhne, unsern lieben Vater nicht mehr, wie einst als Kinder, für unbedingt weise und unbedingt gut halten. Haben wir darum keine Liebe zum Vaterlande, keine Ehrerbietung vor dem Vater? O sehet ihr zu, daß ihr in eurem wohlgemeinten, aber nicht wohlgethanen Eifer beim christlichen Volke die Bibel nicht um die Liebe und die Ehrerbietung bringet, die ihr gebührt! Habt ihr denn noch nie gehört von Knechten, die bei ihrer Stalllaterne, und von Hirten, die hinter ihrer Heerde die Bibel lasen, und bei mancher ihrer Stellen den Kopf schüttelten, weil ihnen diese durchaus nicht als Gottes Wort einleuchten wollten? Dringet nur darauf, eifert nur dafür, daß unser immer mehr zum eigenen Denken erwachendes Volk die Vernunft unter dem Glauben gefangen nehme (wie ihr es nennt), wenn es seine Bibel liest; dringet nur darauf, daß es vor seltsamen Sprüchen und Erzählungen, die aber in ihrer Zeit nicht anders sein konnten, in dumpfer Scheu den Hut abnehme (wie ihr zu sagen beliebt), und mit sehenden Augen

nicht sehe; und ihr werdet es verschulden, daß immer Mehrere die Bibel über die Seite legen als ein Buch, das für unsere Zeiten nicht mehr taugt; da es doch, bei vernünftiger Würdigung und Benutzung, immer ehrwürdig, immer die Urkunde der erhabensten Gottesoffenbarung, immer die Quelle der Erbauung bleibt! Wollt ihr denn durchaus die alten Zeiten wieder über euch führen, wo Jesus sein Wehe über die blinden Blindenführer ausrief, welche mit den Geführten in die Grube fallen?

Nun aber die Kirche. Dieser sollen wir nun ganz gewiß gefährlich sein; in solcher Anklage stimmen überall die weltlichen und geistlichen Stimmen, bis zu den Ministerbänken hinauf, überein. „Höchst gefährlich,“ so lautete jene öffentliche Anklage neulich, „höchst gefährlich seien unsere Bestrebungen für das Bestehen der protestantischen Kirche. Sie brächten dieselbe in Gefahr, dem Atheismus, dem Pantheismus, ja dem Katholicismus zugeführt zu werden.“ Deutsches Volk, das du unsere Versammlungen groß machtest, hast du diese Gefahr wirklich nicht gesehen? Doch wir wollen auch hier mit der Billigkeit, welche man wirklich nicht an uns geübt hat, Red' und Antwort zu geben suchen. Ist es unter Protestanten ein Verbrechen, gegen die Kirche in ihrem bestehenden Zustande anzugehen? Nein! denn unsere Kirche ist eben dadurch entstanden, daß die Reformatoren gegen die Kirche in ihrem damaligen Zustande angingen, daß sie Alles, was die Kirche seit einem Jahrtausend in stetiger Entwicklung, gemäß der in ihr regierenden und allgemein anerkannten Macht angeordnet hatte, verwarfen, und wahrlich nicht säuberlich, sondern zum Theil als Teufelswerk verwarfen, und daß sie die ganze Kirche gewiß umgestürzt hätten, wenn nicht die Jesuiten und — ihr eigner Zwiespalt gewesen wäre. Seitdem gilt in der protestantischen Kirche nicht die Frage, was die Kirche, sondern was die Schrift lehrt, was evangelische Wahrheit ist. Ist diese Wahrheit von den Reformatoren vollständig erkannt und durch ihre Bekenntnisschriften ausgeschöpft worden? Den Anspruch haben sie selbst nicht gemacht und durften ihn nicht machen; auch sind unter unsern Gegnern nur sehr wenige, welche in jenen Bekenntnisschriften wörtlich den Ausdruck ihres Glaubens fänden. Also muß die Wahrheit in der protestantischen Kirche fortwährend erforscht und zum Gemeingut gemacht werden. Wie geschieht das? In der Kirchenordnung, die sich nach der Reformation gestaltet hatte, ist darauf kein Bedacht genommen, vielmehr band man den Geist sehr bald an die Bekenntnisschriften. Indessen schaffte der Geist sich selbst Rath. Durch den Pietismus rang er, damals noch

an den Bekenntnißschriften festhaltend, die erstorbene Kirche mit neuem Leben zu erfüllen, und wurde heftig dafür verkehrt; durch den Rationalismus führte er späterhin eine Fassung des Christenthums ein, welche mit den Bekenntnißschriften in Widerspruch stand. Was geschah nun von der Seite, wo man die Kirchenordnung aufrecht zu erhalten hatte? Man erschrak wol anfangs und suchte zu wehren; bald aber gab man dem Geiste nach und machte stillschweigend die alten Bande locker, legte sie auch wol hie und da ganz zurück, aber immer stillschweigend. Nirgends wurde öffentlich, gesetzlich ausgesprochen, daß die Bekenntnißschriften nicht mehr bindende Kraft haben sollten; nirgends wurde Anstalt getroffen, daß eingerichtet worden wäre, was in den Kirchenordnungen vergessen war, und was eine Kirche des Evangeliums, des Geistes, durchaus haben muß, eine wiederkehrende Revision, eine grundgesetzlich geschaffene, wiederkehrende oder fortdauernde Gelegenheit, um das bisher Geltende zu sichten, um die hellere Erkenntniß des Evangeliums förmlich als Gemeingut der Kirche aufzunehmen und anzuerkennen und erkannte Irrthümer zu beseitigen. Das war aber ein übler Umstand. Denn nun kam die Zeit, nach Napoleons Sturz, wo man sich überall nach dem lieben Alten umzusehen und zu sehnen anfang, in der protestantischen eben so wie in der katholischen Kirche. In dieser wurden die Jesuiten hergestellt und Ansprüche erneueten sich, deren Erneuerung Niemand für möglich gehalten hätte; in der unsrigen holte man die alten Bekenntnißschriften wieder hervor, und wo das die Kirchenbehörden thaten, da kamen die Fortgeschrittenen, namentlich die Geistlichen, in eine üble Stellung. Denn die Geltung der Bekenntnißschriften war ja nirgends aufgehoben; wenn man wollte, so konnte man sich mit anscheinendem Recht auf sie berufen. Und siehe da, in Baiern sind sie nun wieder in voller Geltung; in Sachsen haben sich die Minister öffentlich zu ihnen bekannt; und in Preußen setzt man wenigstens eine starke Neigung dazu voraus. Aber bei allen den ernstesten Fragen, welche hiebei angeregt worden, ist es durchaus unprotestantisch, die Kirche vorzuschieben. Bei uns heißt es: was lehrt die Bibel? und da diese selbst vom Buchstaben auf den Geist verweist, so ist die Frage: was ist dem Geist der Bibel, also was ist dem evangelischen Geiste, dem Geiste Jesu angemessen? Diese Frage steht obenan; die andern nach der Einheit der Kirche, nach der Eintracht in der Kirche, nach dem Bestehen der Kirche, das heißt, in ihrer bisherigen Gestalt, müssen sich ihr unterordnen.

Es ist eine eigene, schwankende, unklare Sache um

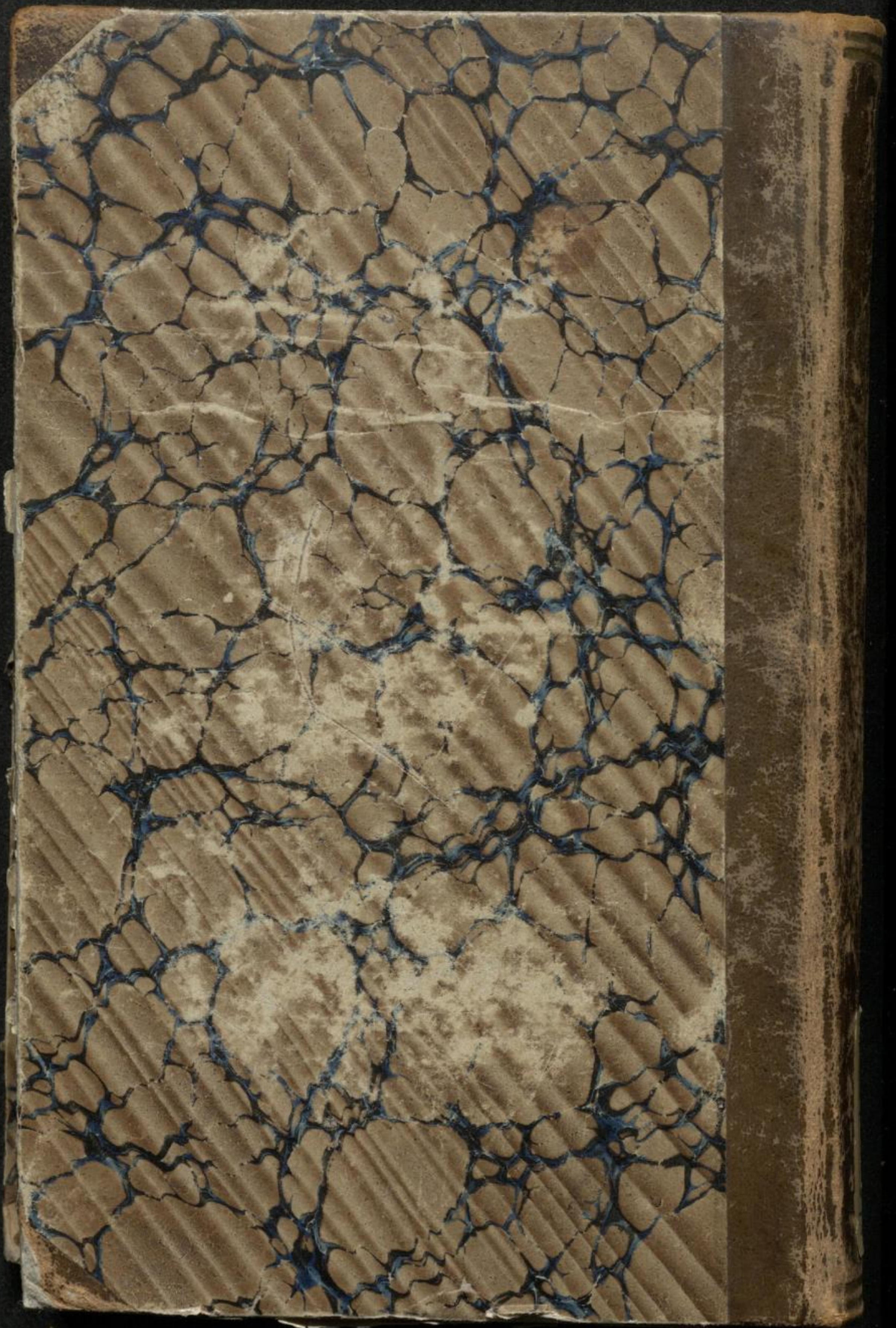
die protestantische Kirche. Sie hat ihr Regiment, wie es sich gebildet hat in den drängenden, stürmenden Zeiten der Reformation, und dabei ist die weltliche Macht gar sehr theiligt; und doch ruht der ganze Protestantismus zu sehr auf der Anerkennung der Macht des Geistes, als daß das Kirchenregiment so ohne Weiteres sich seines weltlichen Arms sollte bedienen wollen. Mitten unter diesen unklaren Zuständen sind nun die protestantischen Freunde hervorgewachsen. Sind sie dem Kirchenregiment unbequem geworden? Es geziemt mir nicht, mich weiter hierüber auszulassen; ich berufe mich auf das, was ich oben S. 9 ff. über mögliche Gefahren aus unseren Versammlungen gesagt habe, daß ich mich jeder Bewegung des Geistes in der Kirche freue, daß ich, wenn sie offen und ehrlich zu Werke geht, auch das Vertrauen habe, sie werde unter Gottes Leitung zum Besten der Kirche dienen. Aber wie man auch über unsere Versammlungen urtheile, sollte nicht Jeder zugestehen, daß das offene Leben in ihnen besser war, als das versteckte Markten mit Worten und Redensarten, was unausbleiblich ist, wenn man die alten Bekenntnisse stehen läßt, wenn man fortfährt, die Geistlichen auf sie zu verpflichten? Allerdings weisen sie über sich selbst hinaus auf die Bibel zurück, allerdings wollen sie selbst nur in sofern gelten, als sie die richtige Auslegung des Evangeliums enthalten. Aber ist das angemessen, auf ein langes Bekenntniß zu verpflichten, und damit eben nur zu meinen, was die richtig verstandene Bibel meint, selbst wenn das gegen die dort aufgestellten Sätze ausfiele? Ist das würdig? Ist das wahrhaft? Streift das nicht nahe hin an die Sünde, welche Jesus mit der tiefsten Schmach belegt hat, an die Heuchelei? Oder ist man hier schnell mit der Auskunst fertig, daß ja derjenige nicht ins geistliche Amt zu treten brauche, welcher die Bekenntnisse nicht beschwören könne? O schon jetzt, wie die Sachen stehen, ziehen sich gerade die edelsten Glieder unserer Jugend vom geistlichen Stande zurück; das thun gerade die frischesten Geister, die wärmsten Herzen, während diejenigen kein Bedenken finden, denen die Theologie vor allen Dingen — die Brodtwissenschaft ist. Vielleicht gerade, indem ich dieses schreibe, stehen junge Theologen vor ihren Examinatoren und — kämpfen mit sich selbst einen häßlichen Kampf, der dahin ausschlägt, daß sie, um nicht brodtlos zu werden, heucheln wollen. Aber auch jenes Auskunstmittel hülfe nicht einmal etwas, denn auch unter den sogenannten Gläubigen sind nur äußerst wenige, welche sich vollständig zum Augsburgischen Glaubensbekenntniß bekennen; wenn aber einmal eine Abweichung gestattet ist, wo ist dann die Grenze und wozu das Bekenntniß?

Ich kann in allen diesen Dingen nichts Anderes erblicken, als ein Hereinbrechen eines alten bösen Sauerteigs, den das Evangelium eben ausfegen wollte. Die Wahrheit wollte Jesus, also auch die Wahrhaftigkeit, also die gewissenhafteste Ehrlichkeit. Die Wahrheit ist aber ein so hohes Gut, so sehr göttlicher Natur, daß der beschränkte Mensch heut und morgen nicht mit ihr fertig wird; sein Geist muß arbeiten, daß er von einer Klarheit zur andern dringe und er handelt pflichtwidrig, wenn er sich selbst auf diesem Wege Stillstand auflegt. Darum ist ja das Christenthum die Religion des Menschengeschlechts, und nicht eines Volkes und einer Zeit, weil es von Jesu so angelegt ist, daß es in großen unendlichen Gedanken besteht, welche einer fortgehenden Entwicklung fähig sind; und darum ist es laut gesagt worden, daß alle vergangenen Zeiten Jesum in Einem Punkte durchaus falsch verstanden haben, indem sie alle seine großen Gedanken in umschränkte Begriffe und fertige Formeln hineingossen, nicht etwa sagend: so fassen wirs, und wer es besser kann, der fasse es besser, sondern behauptend, daß Niemand, daß auch eine folgende Zeit es nicht anders fassen dürfte. Darum ist es geradezu eine Auflehnung gegen das Evangelium, wenn Jemand auf einen Inbegriff solcher Begriffe und Formeln verpflichtet werden soll. Wenn er morgen zu besserer Einsicht kommt, so darf er ja sein Gemüth dieser bessern Einsicht nicht verschließen. Wer aber als Auskunftsmittel das vorschlagen kann, daß der Geistliche glauben möge, was er wolle, aber lehren müsse, was er solle, der giebt damit zu erkennen, daß er noch nicht einmal die Anfangsgründe des Christenthums begriffen hat.

O, meine Brüder, seht ihr denn nicht, daß es euer unchristlicher Begriff von Kirche ist, der euch auf diese unevangelische Abwege führt? Was ist denn die Kirche? Der geistliche Stand macht die Kirche nicht aus, sondern die ganze Gemeinde, gleichberechtigt in allen ihren Gliedern. Die Kirchenbehörden machen die Kirche auch nicht aus, die sind nur die Werkzeuge der Verwaltung. Die Alten vor uns machen die Kirche auch nicht aus, denn sie sind todt, das Reich Gottes will aber in Leibern voll lebendigen Geistes wohnen. Eine Anstalt ist die Kirche auch nicht, denn das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebehrden, eine Staatsanstalt am Allerwenigsten, denn Jesu Reich ist nicht von dieser Welt. Was ist denn nun die Kirche? Doch wol nichts anders als die Gemeinschaft der gegenwärtigen Christen, welche in Jesu ihren Herrn und Meister erkennen und in denen allen das Himmelreich zur Wirklichkeit gelangen soll. Ueber sie hat keine andere Macht als der heilige Geist zu regieren (hat Jesus einen andern Re-

genten der Kirche anerkannt?), dieser Geist, der in Jesu war, und nun Menschenherzen zu seinem Thron und Menschenzungen zu seinen Werkzeugen gebraucht, und weiter nichts als die vollste Freiheit begehrt, um durch jene fort und fort das Gute und das Bessere zu schaffen. Die Kirche ist die Gemeinde, nichts anderes, und wir könnten jenen entweder unklaren oder unchristlichen Begriff und Namen „Kirche“ ganz entbehren; die Kirche ist die gegenwärtige lebendige Gemeinde; leidet diese wirklich Schaden von den protestantischen Freunden? Aber diese selbst sind ja ein Theil der Kirche, und dem andern Theile, der das Christenthum anders faßt als sie, haben sie nie etwas in den Weg gelegt, sich ihm nie aufgedrängt mit ihrem Worte, noch viel weniger ihn geschimpft, ihn aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen, ihn aus den Kirchenämtern hinausdrängen wollen. Nichts von allem dem. Unsere Rede hat von Anfang an gelautet: Jeder möge seines Glaubens leben; gerade bei dieser Freiheit wird die große Christengemeinde am Besten gedeihen. So ist es wol gar das Christenthum selbst, das durch uns Schaden leiden könnte? O, über diese Gläubigen! Haben sie denn nicht einmal Glauben an das Wort des Meisters, daß auch die Pforten der Hölle seine Stiftung, seine Gemeinde nicht überwältigen sollen? Oder sind sie so stolz, daß sie meinen: wenn sie das Christenthum nicht halten, so bricht und fällt es?

Unsere Versammlungen sind nun wirklich verboten. Wir stehen also, bis auf bessere Zeiten, ab von ihnen, so lieb sie uns auch waren. Denn Aufwiegler und Empörer sind wir nicht. Wir begnügen uns nun damit, in kleinen, gesellschaftlichen Kreisen unsere Besprechungen fortzusetzen, und auf jedem gesetzlich möglichen Wege der Sache ferner zu dienen, welche als ein Gott wohlgefälliges Werk in unseren Herzen lebt. Diejenigen protestantischen Freunde, welche darüber erschrocken sind, daß sie sich die Ungunst der Mächtigen zugezogen haben möchten, werden sich noch einmal vor ihrem Gewissen prüfen, ob dasselbe sie unrechter Wege zeigt, und wenn es sie freispricht, dann werden sie ihre Sache dem König der Könige befehlen. Wir Alle aber wollen uns von Neuem die Hand darauf reichen, daß wir uns in jedem Verhältniß eines reinen, treuen, rechtschaffenen Lebens befleißigen wollen; das wird ein Beweis für die Güte unserer Sache sein, gegen den Niemand in der Welt etwas aufbringen kann.





SACHSISCHE



Sächsische

21	8 ^o
37	

Landesbibl.